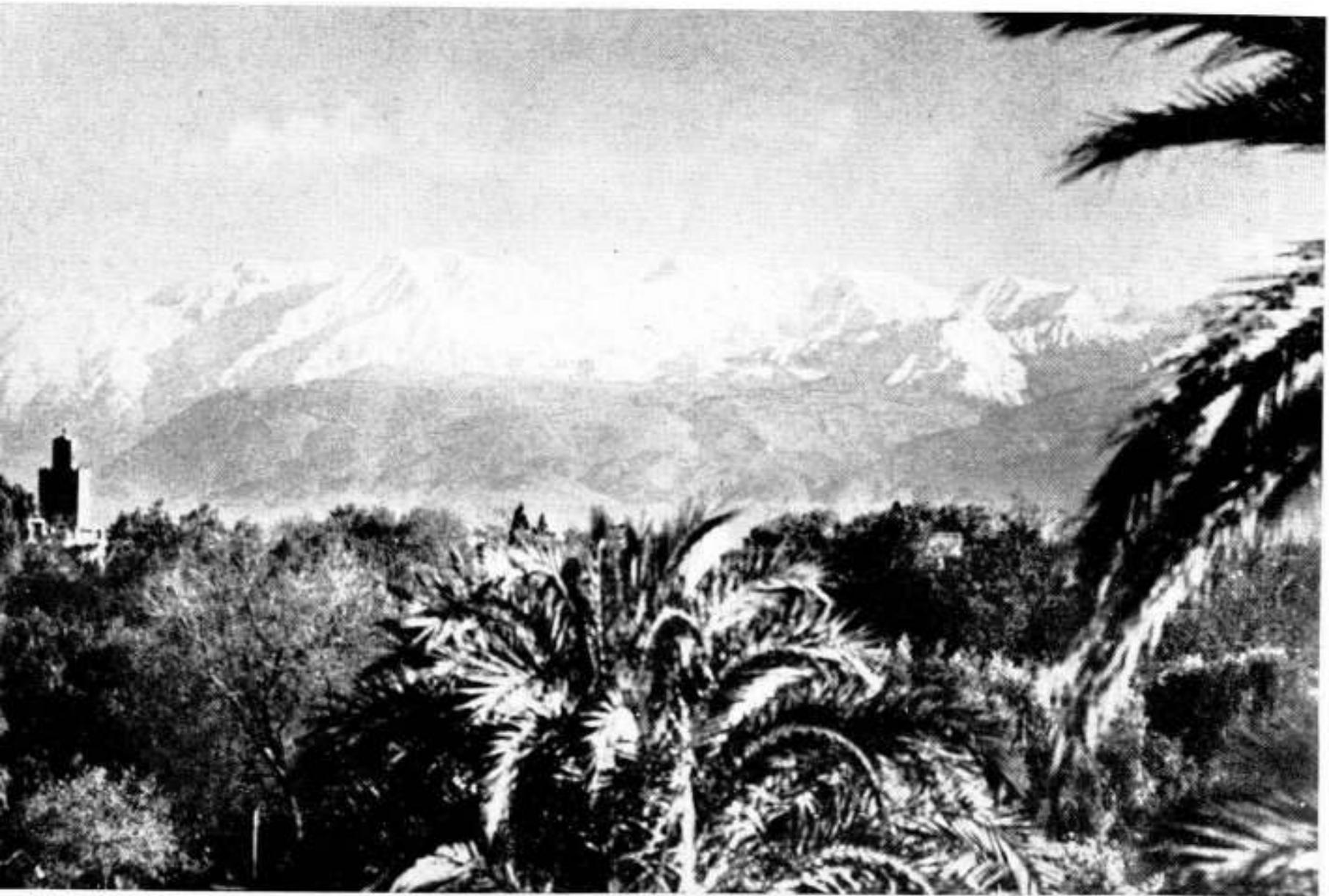




Quer
durch das
umstrittene
Land





Marrakesch mit der Koutubia

ALEXANDRA-VICTORIA
ZU SCHLESWIG-HOLSTEIN

Quer durch das
umstrittene Land Marokko



VESTE VERLAG COBURG

Copyright by Veste Verlag Coburg
Druck: A. Roßteutscher Coburg

Reise nach Marrakesch

Die breite helle Straße führt immer weiter in den Süden Marokkos. — Tanger, die internationale Stadt, mit ihrem pulserenden und faszinierenden Leben, liegt weit hinter mir, auch die großen modernen Hafenstädte am Atlantik, Port Lyautey, Rabat und Casablanca, die mit ihrem Handel die ganze Welt umspannen. — Durch die große Scheibe des Autobusses reiht sich ein Bild dem anderen an, und die Eindrücke wechseln ständig in der Vielseitigkeit der Landschaft.

Marrakesch ist das Ziel dieser Reise. Alle Gedanken kreisen um den Namen dieser Stadt, die von Sagen und 1000jähriger Geschichte umwoben ist. Neben Rabat und Fez im Norden, ist Marrakesch im Süden die Residenz des Sultans von Marokko. — Sein Widersacher, der Pascha El Glai, der Berberfürst, verwaltet das Pashalik (Regierungsbereich) in Marrakesch, welches die Franzosen ihm als Dank für seine Gefolgschaft gegeben haben. Er ist der höchste Beamte im sherifischen Sultanat. Dieses Pashalik umfaßt ein riesen Gebiet — das ein paar 100 km südlich von Babat beginnt und sich über den ganzen Atlas bis in die Sahara erstreckt. Die starken wilden Berberstämme stehen hinter diesem ehrgeizigen Mann, der vor keiner Grausamkeit zurückschreckt, wenn es gilt, seine Macht zu vergrößern und zu erhalten. So war er in den Aufständen der Rifkabylen und anderer aufsässiger Stämme, die sich der Kolonialgewalt nicht beugen wollten, der Verbündete dieser Mächte und zog mit seinen Kriegern über den Atlas, um ihnen zu helfen. Als Dank erhielt er von Frankreich das Pashalik — und wurde Pasha von Marrakesch. Sein Werk war es, daß der Sultan Ben Jussef sein Land verlassen mußte und in die Verbannung geschickt wurde. Seitdem ist keine Ruhe in Marokko, und schwere Wolken liegen über dem Land.

Die lange Fahrt nähert sich ihrem Ende. Weit am Horizont leuchtet eine langgestreckte, weiße Wolke. An beiden Seiten der Straße stehen kleine Lehmhäuser eines Dorfes, deren Kl.

Bazara mit dem buntesten Allerlei vollgestopft sind. Schlanke hohe Pappeln ragen in die klare Luft, die nach Frühling duftet. Eingeborene stehen vor den Eingängen und blicken dem vorüberfahrenden Bus nach. Es ist ein seltsames Bild, mitten in der Steinwüste dieses farbige orientalische Leben. Im Schatten einiger Palmen sind Riesenherden von Schafen und Ziegen versammelt, Kamele und Esel stehen regungslos neben den Hütten und schlafen in der Sonne. Welches Wunder, in der weißen Wolke erkennt man jetzt: die zackigen Schneeberge des hohen Atlas. Der Himmel ist wie ein blaues seidiges Tuch dahinter gespannt und zu seinen Füßen liegt die „rote“ Stadt Marrakesch, umgeben von einem Urwald von Palmen. Bald nach meiner Ankunft in Marrakesch begann die Regenzeit, die vom März bis April dem ausgedorrten Land das ersehnte Wasser spendete.

Kalter Wind weht von den Bergen über Marrakesch. Im Hotel Marghreb, wo ich an der oberen Terrasse wohne, kann man bei sonnigen Tagen durch die ungewöhnlich hohen Palmen und Eukalyptusbäume das wunderbare Panorama des Atlas sehen, dessen weißgezackte Berge sich gegen den schillernd blauen Himmel abheben.

Eine ruhelose Sehnsucht erfaßt mich beim Anblick der tief verschneiten gewaltigen Bergkette des hohen Atlas, der wie ein Magnet einen zwingt, in seine geheimnisvolle Welt zu folgen; zu den schwindelnden Höhen und den schroff abfallenden Bergwänden, in diese Steinwelt des Schweigens und des Todes, deren grandiose Schönheit die Ewigkeit offenbart. Mein Leben scheint unvollkommen, wenn ich diesem Ruf nicht folgen würde, seine Felsen betreten, und den kalten Hauch des ewigen Schnees nicht spüren würde.

Die tief hängenden Wolken hüllen die Berge aber immer wieder in ihre dunklen Schleier, und bedecken sie aufs Neue mit einer Schneedecke. So lange sind die Bergstraßen und Pässe gesperrt, da mit der Schneeschmelze sich riesen Steinblöcke lösen und an den schroffen Bergwänden zu Tal donnern.

Kleine graue Vögel mit rostbraunen Flügeln sind täglich bei mir zu Gast und fliegen sogar in mein Zimmer, um ihr Futter zu holen. Ihr Gesang besteht aus zwei Tönen, es klingt wie ein Lockruf. Ich beobachtete, wenn ihnen das Futter geschmeckt hatte, daß sie sich wohlig auf dem Fensterbrett in der Sonne aufplusterten, als Dank gaben sie einen weichen Flötenton von sich. Wir sind die besten Freunde, da ich mit ihnen die gleiche Melodie pfeifen kann, dann kommen sie gleich aus dem dichten Gestrüpp der violett blühenden Bougainvilla und den feuerroten Geranienbüschen, die in großen Terrakottaschalen auf der Terrasse blühen.

Gegenüber von Marghreb liegt das Hotel Minera, die breite Avenue, die sie trennt, ist viele Kilometer lang. Nach der einen Seite führt sie durch herrliche Parkanlagen, entlang der alten Lehmmauer mit den eckigen Türmen, welche die „Medina“ umschließt, die Araberstadt, die somit vom Europäerviertel getrennt ist. Man befindet sich in einer anderen Welt, die einen auf Schritt und Tritt mit ihren Sitten und Gebräuchen begegnet. Seit Jahrhunderten scheint sich nichts geändert zu haben.

Die Eingeborenen sind überzeugt von ihrem Glauben, besonders die Muselmanen, sie sind ungeheuer genügsam und fanatisch und schweigsam. Es ist ein Volk, das man achten und lieben muß. Die Stadtmauer ist von der Avenue durch einen breiten, tiefen Graben getrennt, der infolge der mangelnden Regenfälle fast ausgetrocknet ist. Hinter Büschen und hohen Gräsern schlafen die Eingeborenen oft stundenlang, von niemand gestört. Warum sollten sie auch nicht? Sie haben keine Arbeit und wollen nicht, weil sie zu wenig Lohn bekommen, im Gegensatz zu den Franzosen die höhere Löhnung haben. Der Eingang zur Medina ist stets von Militärposten bewacht. Eines Abends, als ich im Halbdunkel nach Hause ging, war ein Trupp Marokkaner, die auf Rädern vom Araberviertel kamen, von Soldaten umringt die sie nach Waffen untersuchten. Ich drückte mich etwas zur Seite und beschleunigte meinen Schritt, denn man muß ja immer auf alles gefaßt sein. Hinter der Stadtmauer haben die Marokkaner

einen wunderbaren Park, flache breite Steinstufen führen in ein geheimnisvolles Dunkel — uralte Olivenbäume breiten einen silbrigen Schleier über Rosen und Nelken, gelblich schimmernde Callas wachsen auf einem dichten Teppich von Immergrün und Frühlingsblumen. Lautlos schreiten die Araber mit ihren Frauen im Schatten der Palmen. Der Duft der Orangenblüte erfüllt die Luft.

Welche Ruhe und Gelassenheit strahlt von diesen Menschen aus, als ob sie ein Teil dieser Bäume und Blumen seien. Aus den schwermütigen, mandelförmigen Augen der verschleierte Frauen grüßen den Vorübergehenden freundliche Blicke. Die Männer, die selbstbewußt und stolz daneben schreiten, begrüßen mich freundlich mit „Bonjour Madame“.

Die Sonnenstrahlen tasten nur zaghaft durch das dichte Blätterdach, so daß der Park bei heißen Tagen eine wohltuende Kühle ausstrahlt. Es ist einem, als gehe man durch einen heiligen Ort, wo sich Liebe und Harmonie begegnen.

In den Monaten März und April ist hier die Regenzeit, die Sonne läßt sich aber in Intervallen immer wieder blicken. Heute weht wieder ein stürmischer, kalter Wind, die schwarzen, zerrissenen Wolken jagen vom Atlas zu Tal, öffnen ihre Schleusen mit solcher Gewalt, daß in Sekunden die Straßen unter Wasser stehen. Vermummte Gestalten jagen über die Plätze und durch die schmalen Gassen der Medina, wo sie in den Eingängen der düsteren Behausungen verschwinden. Andere hocken in den offenen Bazaren bei ihren Waren, obgleich das Wasser von den Dächern herunterschüttet, voller Gleichmut und Geduld. Modergeruch schlägt einem entgegen, wenn man durch die Souqs geht, da die Sonne in diese engen Gassen nie ihre Strahlen senden kann, so ist es wohl erklärlich, daß man so viele Blinde und Lahme auf Schritt und Tritt sieht, die mit ausgestreckter Hand die Vorübergehenden um ein Almosen bitten. Ich verfehle meinen Weg und befinde mich auf dem großen Platz Djema el Fna und rette mich in eine Kaffeebar mit dem Namen „Eisberg“. Sie trägt wohl diese seltsame Bezeichnung wegen der weiß gekachelten Wände. Zwei recht zweifelhaft gekleidete Frauen, sehr ge-

schminkt, stehen hinter dem Bartisch. Es scheint hier ein Treffpunkt von allerhand sonderbaren, mysteriösen Typen zu sein, wo manche Komplotte geschmiedet werden und Liebespaare sich treffen. Zwei Männer stehen am Bartisch, ihre Kleidung ist salopp und ungepflegt, der eine schaut unentwegt über seine Schulter mit einem müden sarkastischen Blick zu mir hinüber, als ob er fürchtete, daß ich hören könnte, was der andere, der sich zu ihm herunterneigt, ihm ins Ohr flüstert. Jedesmal, wenn die Tür sich öffnet, wendet er sich mit einem scheuen Blick dorthin, als wenn er etwas Verhängnisvolles erwartet.

In einer Ecke des Raumes hört man ein unterdrücktes Gekicher einer Blondine, eine durchsichtige, tief ausgeschnittene weiße Bluse bedeckt nur wie ein Hauch die braune volle Brust. Der junge verlebte Marokkaner wendet ihr aber keinen Blick zu, er scheint mit seinen Gedanken weit fort zu sein. Ein dicker Mann, mit einem Fez bekleidet, nimmt von dem Bartisch ein Stück Kuchen und stopft es dem kleinen Jungen in den Mund, der im Regencap und Kapuze pudelnaß dasteht. Ich muß immer zu den drei vermummten Gestalten hinübersehen, die wie Verschwörer anmuten, sie sprechen nicht miteinander, ihre großen Kapuzen haben sie über Kopf und Schultern gezogen, so daß nur der Mund frei ist. Es ist ein schönes Bild, diese Tafelrunde, wo die bunten Farben der Chelabas wunderbar harmonieren. Einer hebt den Kopf und schaut düster zu mir herüber. Wie gerne würde ich mich zu ihnen setzen und mit ihnen über ihre Probleme sprechen, aber wenige können französisch und würden in mir einen Feind erblicken. Nun stehen sie auf und gehen hinaus in den Regen. Es dunkelt schon, grelle Lampen erleuchten den Raum. — Wieder stehe ich auf dem Djema el Fna, keine Autotaxe zu finden. Ich ziehe den dünnen Mantel um mich und finde keinen Ausgang aus diesem Labyrinth. So weit das Auge reicht stehen die Verkaufsstände im Schutz von verstellbaren Palmwänden, von denen eine Hälfte bei Regenwetter als Dach dient. Männer und Frauen sitzen dichtgedrängt an der geflochtenen Palmblätterwand, nur matt beleuchtet von kleinen

Ollämpchen, die Frauen noch immer verschleiert und die Männer in zerlumpte bunte Tücher eingehüllt. Wie verscheuchte Raubtiere blitzen die feurigen Augen aus dem Halbdunkel zu mir hinaus. Warum sollte ich mich fürchten vor diesen Menschen, die ich liebe und denen ich helfen möchte? Sie sind naturverbunden, wissen und fühlen mehr von den geheimnisvollen Dingen, wie diejenigen, die gesättigt und bequem dahinleben, sie fühlen und wissen, daß ich sie liebe und verstehe. Wie oft sagten sie mir: „tu es comme ma mère, on peu te dire tout“.

Zu ihren Füßen liegt Obst und Gemüse, zusammengebundene Hühner und Körbe voll Eier. Vergeblich versucht ein hagerer alter Mann mit einem Besen aus getrockneten Palmblättern das Wasser hinauszufegen. Das Gemüse und Obst, das sie noch nicht hineingeschafft hatten, schwimmt in tiefen Wasserpfützen — sie tun mir so leid —. Am frühen Morgen haben sie alles auf kleinen Eseln vom Land in die Stadt zum Markt gebracht und warten nun bis in die Dunkelheit, trotzdem sie in den Wasserpfützen sitzen und ihre Ware wegschwimmt und niemand kommt. Einige alte Männer sehen wie Mumien aus, haben ihren Platz seit dem frühen Morgen nicht gewechselt, der Regen läuft an ihnen herunter, teils sitzen sie auf Kisten, mit den Füßen im Wasser. Vor ihnen kleine Kisten mit allerhand Kräutern und Nüssen, auf einer Kiste liegen nur noch zwei Zwiebeln, aber der alte Mann harrt aus als bewache er ein Vermögen.

Die Beharrlichkeit und Ausdauer dieser Menschen fasziniert mich. Was ist es, das ihnen Kraft gibt, sich so tapfer gegen ihr hartes Lebensschicksal zu behaupten?

Ist es die Hoffnung, daß die Stunde der Befreiung kommt, wo ihre Berge und Felder wieder ihnen gehören und der Sultan Ben Jussef wieder in sein angestammtes Land zurückkehrt? „So lange er bei uns war, hatten wir Frieden und waren wir glücklich. Wir hassen unsere Feinde, die ihn uns geraubt haben, sie müssen sterben und auch alle die aus unseren Reihen, die uns untreu wurden und zu den Feinden übergangen.“ Immer und überall hört man dieselbe trauernde Klage. „Jetzt sind wir noch nicht stark genug, wir haben noch

nicht genug Waffen, deshalb schweigen wir.“ Ein junger Marokkaner sagte mir: „tu verra nous alons faire la guerre.“

Wer gibt euch denn die Waffen, frage ich ihn. Leise antwortet er mir und sieht sich um, daß niemand Zeuge unseres Gesprächs ist, „die Waffen bekommen wir aus Spanien und Italien“.

Immer wieder versuche ich sie zur Vernunft zu mahnen, sie sollten Geduld haben, nicht mit Gewalt und Terror ihr Schicksal ändern wollen, die Zeit würde ihnen die Wunden heilen und ihnen die Freiheit bringen. Stumm und schicksalverbunden kauern diese dunklen Gestalten mit den fiebernden Augen unter den Palmdächern und warten auf die Stunde der Befreiung. — Der Regen rieselt herunter von den getrockneten Palmblättern und die Nacht bricht herein.

Wieder stehe ich voll Ungeduld in einem Reisebüro „sind die Pässe jetzt frei?“ fragte ich einen jungen Mann, der mir an Hand einer geographischen Karte die Reiseroute nach Zagora zeigt. Er verneint es. Im Atlas liegt wieder Neuschnee, die Straßen sind bis auf weiteres gesperrt. Ich blättere traurig in einem Buch, das in Schweinsleder eingebunden ist. Es enthält eine Anzahl Tiefdrucke vom hohen Atlas, was meine Sehnsucht noch steigert. Plötzlich verfinstert sich der Himmel, nach einigen grellen Blitzen bricht ein schweres Gewitter los, große Hagelkörner prasseln gegen die Fensterscheibe — ein seltsames Bild —. Nun bin ich selbst davon überzeugt, daß die Reise bis auf weiteres verschoben werden muß. In Marrakesch ist aber noch viel zu sehen, doch bleibt das Endziel Zagora und die Sahara, mein Traum, der Wirklichkeit werden soll.

Die Erwartung auf etwas Außergewöhnliches erregt und beglückt einen, wie in der Kindheit in meinem Elternhause, wenn am Weihnachtsabend die breite Doppeltür geöffnet wurde und eine kleine Spieluhr hinter dem brennenden Weihnachtsbaum „Stille Nacht, Heilige Nacht“ spielte, trotzdem man wußte, daß dieses zarte Lied aus der kleinen Spieluhr kam, so wollte die kindliche Phantasie sich nicht den Glauben rauben lassen, daß dieses schöne Lied vom Himmel

herunter kam. Phantasie und Wirklichkeit sind so eng miteinander verknüpft, daß man oft wie im Traum wandelt.

Wie aus Tausend und einer Nacht steigt das Minarett der Koutoubia in den Himmel, ein eckiger, 70 Meter hoher Turm mit schillernd grünen, rosa und violetten Majoliken bedeckt. Im 12. Jahrhundert vom Sultan Jacoub El Mansour erbaut. Nur Muselmanen haben Eintritt. Die Koutoubia ragt weit über die niedrigen Häuser der Medina. Schlanke hohe Palmen stehen in ihrem Schatten und heben sich ab wie Federzeichnungen gegen die Schneeberge.

Heute sitze ich im Garten eines Patios des Palais de la Bahia, das zwischen 1890 bis 1900 erbaut ist im arabischen Stil. Es ist still — ein Springbrunnen plätschert, Drosseln und Nachtigallen singen in den dichten Orangenbäumen und Zypressen. Ein Aufseher sieht, daß ich malen will und bringt mir einen Stuhl. Ich wundere mich über seine Höflichkeit, weil ich gegen seinen Befehl gehandelt hatte und ein Patio betreten, das anscheinend nicht zur Besichtigung freigegeben war. Wutschnaubend jagt er hinter mir her und schreit immer „ce n'est pas permie“. Ich stelle mich taub und gehe ruhig weiter. Da entdecke ich die Ursache seiner Aufregung. Durch leicht vergitterte Fenster konnte man in ein modern eingerichtetes Zimmer sehen, einige Stellwände teilten es durch, in der Mitte stand ein breites, bequemes Bett, ein Nachttischchen mit Lampe daneben; das mutet doch sehr eigenartig an, wo sonst alles im strengen arabischen Stil eingerichtet war. Des Rätsels Lösung erfuhr ich dann vom Aufseher, daß der Generalresident dort absteigt, wenn er sich in Marrakesch aufhält.

Marrakesch ist bezaubernd in seiner Mannigfaltigkeit. Inmitten eines riesigen Palmenwaldes liegt es zu Füßen des verschneiten Atlas. Es ist geheimnisvoll und malerisch und man wird stets die Sehnsucht im Herzen behalten, dorthin zurückzukehren.

Als ich eines Tages meinen Weg nicht fand, nahm mich eine Marokkanerin, die am Wege kauerte, bei der Hand und führte mich über den Platz Djema el Fna bis zur Moschee. Da

ließ sie meine Hand los und verschwand im Gewühl der Menschen, so daß ich ihr nicht einmal dafür danken konnte. Wir gingen stumm nebeneinander und waren doch durch den Händedruck verbunden. Nun frage ich mich, was ist es nur, was mich so geheimnisvoll mit diesen Menschen verbindet?

Ich stehe vor der Moschee. Nur mit größter Aufmerksamkeit kann ich in den schmalen dunklen Gang zwischen den niedrigen Häusern finden, der in einen Lichthof führt. Ruinenhafte hohe Mauern mit Überresten einer wunderbaren Architektur umschließen ihn. Drei offene Räume bergen die Särge der Herrscher aus dem Geschlecht der Saadiens. Der Bedeutendste unter ihnen war El Mansur, ein prachtliebender Fürst. Er erbaute einen märchenhaften Palast. Aus aller Welt ließ er Architekten und Arbeiter kommen, um dieses Bauwerk zu vollenden. In späteren Jahren wurde dieser prächtige Bau von einem Herrscher aus dem nachfolgenden Geschlecht abgerissen, auf dessen Ruinen die Koutoubia gebaut wurde.

Die Gräber der Saadiens blieben erhalten, durch eine hohe Mauer waren sie vor der Umwelt verborgen. Erst nach 1900 hat man sie hinter der Moschee, die kein Ungläubiger betreten darf, wieder entdeckt. Die Gräber dieses Herrschergeschlechts befinden sich in drei einzelnen Räumen, die zum Innenhof offen sind. Mit feinsten Holzschnitzereien und Stuckarbeit sind Wände und Decken verziert. Wunderbar ist ein kleiner Saal mit vier Marmorsäulen wo dicht nebeneinander die verstorbenen Kinder in flachen Gräbern im Halbdunkel ruhen. In arabischer Schrift sind die Namen der Verstorbenen in die Steinplatten gemeißelt. Ein kühler Hauch durchweht die stillen offenen Räume, in die sich die Sonne nur scheu hineintastet und des nachts das weiße Licht des Mondes uralte vergangene Zeiten gespenstisch wachruft.

Die Stadt wurde aus rotem Lehm aufgebaut, der aus dem Süden des Landes geholt wurde. Ein matter rosa Schleier umhüllt geheimnisvoll die alten Bauten, die Koutoubia und die Häuser der Medina; sie trägt deshalb den Beinamen „das rote Marrakesch“. Schon im 11. Jahrhundert wurde Marrakesch gegründet. Jussuf ben Taschfin, ein Feldherr, der mit seinen

Scharen aus dem Süden der Wüste kam, soll der Gründer sein. Bemerkenswert sind die Wasserleitungen, die er in dem wasserarmen Land anlegte, und die noch heutigentags im Gebrauch sind. Es sind Bewässerungsgräben unter der Erde. Die Anlage ist von einer Genauigkeit, daß sogar Fachleute darüber staunen. Die sandigen Hügel wurden mit Dattelpalmen bepflanzt, woraus die großen Palmwälder entstanden.

Er schuf ein mächtiges Reich, das sich von Algerien bis zum Atlantik erstreckte. Über diesen Herrscher sind viele Märchen entstanden, wie aus „Tausend und eine Nacht“. Das Reich zerfiel, Marrakesch wurde Beute der Almohaden. Auf meinen Wanderungen treffe ich oft junge marokkanische Studenten, die mit freundlicher Bereitwilligkeit die Sehenswürdigkeiten zeigen, die geschichtlichen Zusammenhänge und die politischen Geschehnisse erklären. Es sind kluge, aufgeweckte Menschen.

Die meisten sind Analphabeten und leben nach ihrem Naturinstinkt. Sicher können sie in ihrem Fanatismus auch brutal und grausam sein. Wenn ich allein in die Araber- und Berberdörfer zum Malen gehe, kann ich mich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, trotzdem ich sie liebe, dasselbe, was man empfindet, wenn man sich zu nahe eines Löwenkäfigs begibt, wenn das wilde Tier wütend mit der Pranke durch das Gitter greift, einem aber nichts zuleide tun kann, weil ein Graben dazwischenliegt. — Wenn die verummten Gestalten regungslos vor ihren Türen stehen und im Kreise hocken, beobachte ich, wie sie mich mit ihren fanatischen Blicken verfolgen — aber ein unsichtbarer Graben liegt zwischen uns, sie tun mir nichts zuleide.

In einem Dorf, eine Stunde von Marrakesch, entdeckte ich wunderbare Motive, eckige, flache und farbige kleine Häuser und Hütten an die Felswand gebaut. Eine Straße mit offenen Bazaren verläuft in ein steiniges Feld mit einem Wasserloch, wo dünnbeinige Araberkinder und einige kleine Neger herumwaten. Müde heimkehrende Esel und Kamele die noch schwer beladen sind gehen dort zur Tränke. Unter einem Palmdach hocken einige Männer mit langen Pfeifen, einer stützt

seinen Kopf in beide Hände und schläft. Mit einigen Pinselstrichen versuche ich schnell dieses malerische Bild festzuhalten. Die zusehenden Kinder jubeln auf einmal, lachen und springen im Kreis herum, und zeigen immer auf den Schlafenden; dieser springt wie aus einem bösen Traum erwachend, plötzlich auf und setzt sich zu den anderen.

Ich packe zusammen. — Da sehe ich mich von allen Seiten eingekreist, es werden immer mehr, so daß ich nicht hinaus kann.

Sie nehmen eine bedrohliche Haltung ein, eine Frau tritt in den Kreis. Auf ihrer ausgestreckten Hand hält sie mir 200 Fr. unter die Nase. Zuerst verstehe ich nicht was das bedeutet. Nun weiß ich, sie wollen Geld haben, weil ich den schlafenden Mann malte und das Dorf. Ich habe wenig Geld bei mir und tue, als ob ich es nicht verstehe. Plötzlich gerate ich ins Wanken, die großen Jungens haben die kleinen gepackt und werfen sie gegen mich wie Bälle. Nur mit Mühe halte ich mich auf den Beinen, da tönt plötzlich eine laute befehlende Stimme aus der Palmhütte eines ehrwürdig aussehenden älteren Arabers. Er befahl mich freizugeben.

Ein junger Eingeborener packt mich beim Arm, nimmt meine Sachen und führt mich durch die dichten Reihen, die mich umzingelt hatten, bis zum Ausgang des Dorfes. Ein anderer ist uns gefolgt. Ganz betroffen sagt er: „Madame, ich bin sehr traurig, daß meine Landsleute so schlecht zu dir waren“. Er drückt mir lange die Hand zum Abschied und blickt sich noch einmal um, als er seinem Dorf entgegengeht.

Eine Autotaxe hält am Ausgang des Dorfes, verschleierte Frauen steigen heraus. Der junge Marokkaner, der uns gefolgt war, fragte mich, ob ich nach Marrakesch fahren wollte. Ich zögerte einen Augenblick, entschieße mich aber dann doch, meine Sachen auf die Schulter zu nehmen und auf der einsamen Chaussee im Dämmerlicht nach Hause zu gehen. Er ist vorausgegangen. Warum bleibt er stehen? Nun greift er in die Tasche, plötzlich denke ich an die Warnung: Wenn die Eingeborenen noch so freundlich sind, so kann man im nächsten Augenblick das Messer im Rücken haben. Das Auto kommt langsam nach, ich bleibe stehen und gehe dem Auto

entgegen, der junge Marokkaner holt mich ein — Angst haben hat keinen Zweck — ich frage ihn, was er will. In seiner Hand hält er 250 Fr. „Nimm dieses“, sagt er, „damit du nach Marrakesch fahren kannst, Du bist doch müde.“ „Behalte dein Geld“, entgegnete ich ihm, „Du brauchst es selbst. Dein gutes Herz werde ich nie vergessen.“ Ich fühle den Druck seiner langen, schmalen Hand, dann nimmt die Dunkelheit ihn auf.

Diese Menschen sind von einer natürlichen Güte und Hilfsbereitschaft, wie man es in Europa selten trifft.

An sonnig warmen Tagen sind tausende Eingeborene auf dem Djema el Fna. Täglich von 4 Uhr ab ist dort ein großer Jahrmarkt, es herrscht ein tolles Getriebe, unzählige Attraktionen ziehen die Neugierigen an. Jongleure, Schlangenbeschwörer, Akrobaten, Erzähler, Tänzer, Zauberer und Musiker und noch vieles mehr. Nur selten trifft man Europäer. Am interessantesten ist es, so mitten in das Gewühl hineinzugehen und sich in den Kreis zu stellen, wo die Eingeborenen dicht gedrängt hocken, und oftmals zwei bis drei Reihen noch dahinterstehen. Berber, Araber, Sudanesen und Juden stehen einträchtig nebeneinander. Das farbige Bild der phantasievoll geschlungenen Turbane und Fes, die genial gerafften bunten Tücher und Gewänder und die spitzen, pastellfarbenen, weichen Sandalen mit Silber- und Goldfäden bestickt, versetzen einen ins Land der Träume. Stundenlang starrt die Menge auf die Darbietungen, stumm und regungslos, man hört selten einen Zwischenruf, keiner drängelt, jeder findet seinen Platz. So ist es für mich auch nicht schwer, allmählich durch die dichten Reihen in den Kreis zu gelangen.

Kleine Messingglöckchen erklingen, die Wasserträger gehen hin und her mit dem Wassersack aus schwarzem Ziegenfell; eine flache Ledertasche, reich mit Münzen verziert, hängt an einem breiten Lederriemen über die Schulter. Unzählige kleine blank geputzte Messingschalen blitzen in der Sonne, die an seinem farbigen Gewand hängen. Es ist eine Art Kasack, der bis an die Knie reicht und mit einem breiten Gürtel gehalten ist, welcher aus handgewebtem dicken Leinen in rot, weiß und dunkelblau mit Pailletten und Seidenfäden reich verziert ist.



*Sinnender Marokkaner
während der langen Fahrt durch den Atlas gezeichnet*



Alte Mauer der Medina und Atlasgebirge — Blick vom Hotel Maghreb



Eingeborene in Marrakesch

Phantastisch ist der große Basthut mit einer breiten Krempe, die nach oben in einer Spitze verläuft, dicht mit bunten Bastrüschen besetzt. Einige Zentimeter vom Rand der Krempe hängen unterm Hut kleine Basttroddeln an bunten Glasperlen und Pailletten.

Der Wasserträger geht stolz wie ein Pfau durch die Menge. Auch schlankgewachsene Neger versehen dieses Amt. Drohend und kriegerisch ertönt der verschiedenartige Ton der Trommeln, der über den ganzen Platz beschwörend dahinrollt, und die schon fanatischen Gemüter erhitzt, dazu die aufreizenden Gesänge und Tänze, als wären sie im Trancezustand. Es ist so packend, daß man jede Gefahr vergißt, was gut ist, weil man sonst die Eindrücke nicht so intensiv in sich aufnehmen könnte. Auf der Erde hocken 6 bis 8 Männer mit langen flaschenähnlichen Trommeln. Sie schlagen abwechselnd mit beiden Handflächen darauf. Wie in der Extase stoßen sie ab und zu einen Schrei aus, der einem durch Mark und Bein geht. Eine Frau mit fliegenden Gewändern rast wie von Sinnen in gebückter Haltung im Kreis herum, mit lauter beschwörender Stimme flüstert sie den Trommlern ins Ohr, ihre Gesichter verzerren sich, sie stöhnen und schreien, sie sind zu Tode erschöpft, sie raffen sich aber immer wieder auf zu neuer Kraft und trommeln bis sie zusammensinken. Der Klang der Trommel ist packend und unheimlich mitreißend. Meine Gedanken sind ganz verwoben mit dem Leben und Schicksal dieser Menschen, daß ich an all die Warnungen nicht mehr denke. In den Reihen bemerke ich plötzlich, daß einige finstere Blicke auf mich gerichtet sind, die mich wieder zur Vernunft mahnen. Im gleichen Augenblick merke ich, daß sich jemand an mich herandrängt und anscheinend meine umgehängte Tasche öffnen will. Blitzartig drehe ich mich um, und zu meinem Erstaunen sehe ich in zwei braune Kinder-Augen. Die kleinen Händchen halten immer noch die Tasche. Das Kind ist auf dem Rücken der Mutter gebunden, die nichts davon gemerkt hat. Als ich das Kind streichele, um es wieder zu beruhigen, wehrt es mit beiden Händen ab und funkelt mich mit den braunen Augen feindselig an, wie ein

Die gelassene Ruhe, die von den mitfahrenden Eingeborenen ausstrahlt, die voller Gleichmut in die Abgrundtiefen blicken oder in tiefem Schlaf alles vergessen, geben einem Kraft und Mut. Hoch oben sieht man die Straße sich hinaufwindend in das grau-violette Bergmassiv.

Der Fahrer schaltet auf einen kleineren Gang. Der Motor brummt immer lauter — verlangsamt die Fahrt. Aus schwindelnder Höhe führen zerklüftete Felswände in abgründige Tiefen, wo man unerwartet eine Oase sieht, die wie ein Smaragd leuchtet. Palmen umstehen ein Wasserloch, das wie ein Spiegel blendet, Berber haben sich dort angesiedelt und ihre trutzigen, stolzen Casbahs in der verlassenen Bergwelt gebaut. Durch die tiefen Spalten der gigantischen Berge leuchtet die blendendweiße Schneekette aus der Wolkenumhüllung, alles beherrschend. Eine Höhe von 4000 m ist erreicht. Die Luft kühlt sich fühlbar ab. An den Steinhalden liegt noch Schnee wie ausgebreitete weiße Leinentücher. Es tut wohl, die kräftige Schneeluft einzuatmen.

In dieser einsamen Bergwelt ist ein Trupp Arbeiter damit beschäftigt, große rote Steinblöcke wegzuräumen, welche durch die Schneeschmelze abgerutscht waren und die Straße blockierten. Entgegenkommende Fahrzeuge drängen sich dicht an die Felswand, bis der Autobus sich langsam durch die großen Steinblöcke gewunden hat. Stellenweise bis an den Rand des Abgrundes. Immer noch muß man damit rechnen, daß sich neue Blöcke lösen und alles mit sich reißen, so atmet man erleichtert auf, als die Gefahrenzone vorüber ist.

Die Meisterhand der Natur hat durch Jahrtausende Wunder der Schönheit in diese Bergwände hineingemeißelt. Kantig aufrecht stehende Steinblöcke dicht aneinandergereiht bilden eine Krone um die Bergspitzen und umfassen sie stufenweise bis ins Tal. Die Hochplateaus sind mit den schönsten und eigentümlichsten Ornamenten geschmückt, sie bedecken das kahle Gestein mit zarten, graziös geschwungenen Federn und verschnörkelten Muscheln, die mit kleinen, bunten Steinen einen Mosaikteppich bilden. Es ist unwahrscheinlich. Keine Künstlerhand könnte diese Ornamente schöner und

großzügiger gestalten wie es die Natur vollbracht hat. Die Sonne verzaubert die Berge mit schillernden Kupfer- und Ockertönen, bis die Nacht bordeauxrote Schleier über das Gestein breitet, dessen Schluchten und Höhlen in blauvioletten Schatten verschwinden.

Ein heiliger Schauer erfaßt mich in dieser ewigen Einsamkeit und die Gewißheit, daß ein Gott diese herrliche Welt erschaffen hat. Viele hundert Meter tief hat sich ein Fluß durch die Felsmassen gegraben und befruchtet das immer breiter werdende Ufer, das aus der Tiefe leuchtet, wie ein Smaragd, auf dem phantastische Baumgruppen den Fluß umstehen, bisweilen wachsen 8–10 Stämme aus einer Wurzel und bilden ein Riesendach aus Palmenkronen. Es ist paradiesisch-schön. Glücklich ist der zu nennen, dem es vergönnt war, dieses Paradies zu erschauen. Hohe Bäume in leuchtendem Frühlingsgrün nehmen den ernstesten Charakter der Palmenwälder. Der weiche Gesang der Drosseln und das sehnsüchtige Schluchzen der Nachtigallen, weht ein milder Wind hinauf zu den kahlen Bergwänden.

Quarzazate, ein malerischer, kleiner Ort in der Steinwüste, umgeben von grau-violetten Bergen, ist erreicht. Wir biegen ein bei der C. T. M. Eine längere Pause wird gemacht, die Luft ist heiß und trocken – die Sonne brennt unbarmherzig. Das Trappeln der schwer beladenen kleinen Esel und das Geklapper von alten Autos begleitet mich auf der langen Straße durchs Dorf, wo ich ein kleines Restaurant suche, um meinen Hunger zu stillen. Die Wirtin ist unliebenswürdig und tut, als ob es eine Gnade ihrerseits ist, wenn sie mir etwas zu Essen gibt, so lasse ich sie einfach stehen und verlasse ihr Lokal.

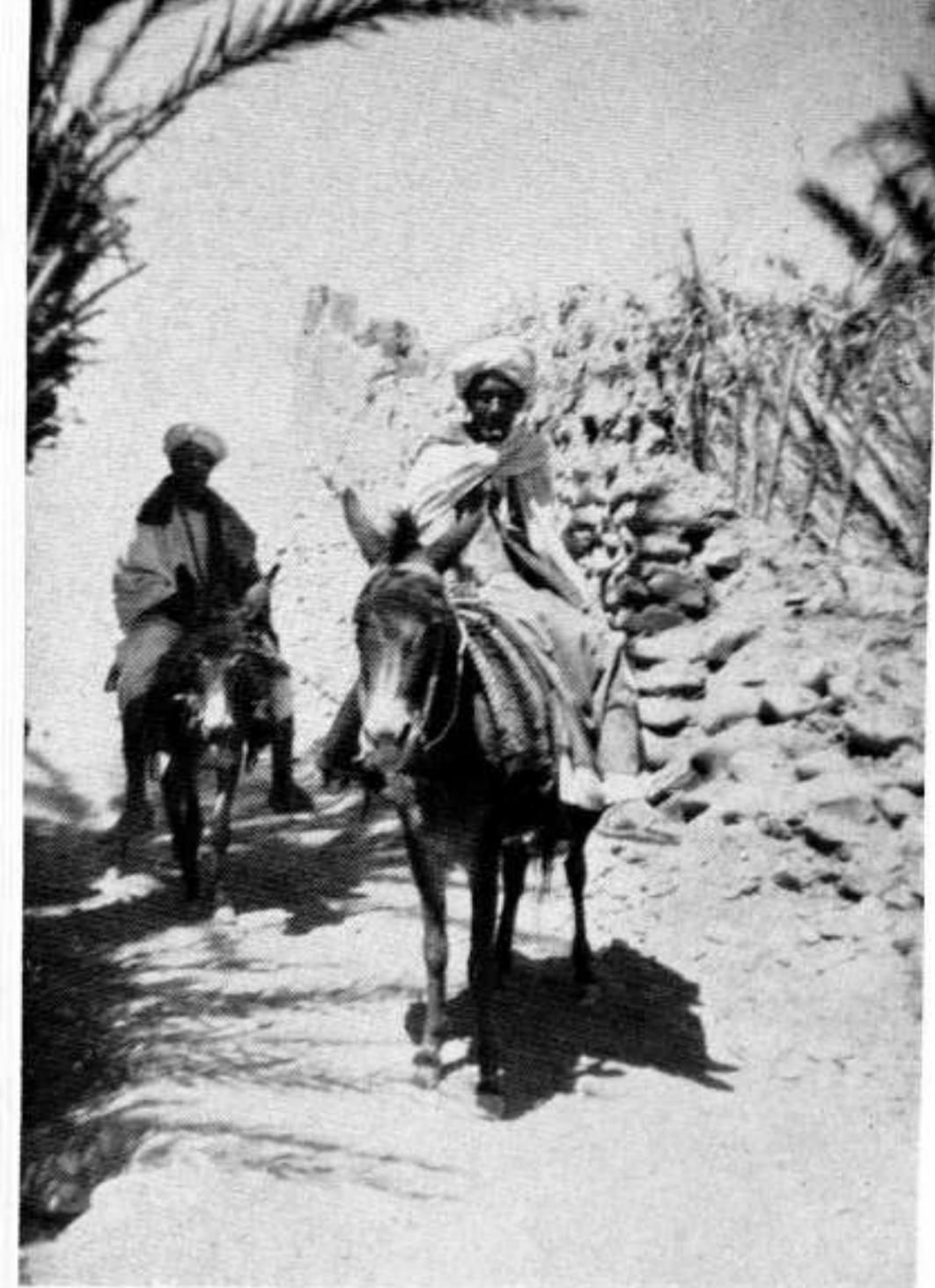
Weiter oben am Berg finde ich endlich was ich suche. Es gibt allerdings nicht viel zu essen, aber dort ist Ruhe und die Menschen sind freundlich. Gegenüber liegt ein Kolonialladen, man muß einige Stufen hinaufgehen und über einen großen Hund steigen, der vor dem Eingang liegt. Einige Eingeborene nehmen Säcke mit Obst und Gemüse vom Rücken der müden Esel und bringen die Ware in den Laden, dort ist

folgen nach. Ich werde nervös — habe zu wenig Platz — es ist brütend heiß. Das Gesicht des Fahrers ist noch röter, mit sarkastischen Blicken beobachtet er mich durch den Spiegel, und jedesmal, wenn wieder etwas fällt, straft mich sein Blick mit Verachtung. Der schwarze kleine Kopf des Babys liegt auf meiner Schulter, ich wage mich kaum zu rühren, das arme Kleine weiß ja nicht, welche Qual es für mich ist, so eng und still zu sitzen. Der Amerikaner würde sagen „don't mind, forget it“, das hilft immer in solchen Situationen. Nun geht es tief durch ein Tal, wo wir einen Fluß überqueren müssen, eine Brücke ist nicht zu entdecken, also heißt es durch den Fluß fahren. Ein sonderbares Gefühl überläuft einem, wenn der Wagen hineintaucht bis über die Achsen, es rauscht und plätschert als ob man eine Bootsfahrt macht, einige Zeichen sind aufgestellt, um die Fahrtrichtung anzugeben. Die Fahrt läuft ab wie ein spannender Film, nur mit dem Unterschied, daß man es selbst unmittelbar erlebt.

Wieder schraubt sich der Wagen in die höchsten Berge, wo imposante Casbahs mit ihren drohenden Wachtürmen die Bergwelt beherrschen, stolz und selbstbewußt gleich ihren Bewohnern. Diese anspruchslosen, primitiven Menschen muß man bewundern, die solche gewaltigen Burgen in die höchsten Berge bauten, um ihre Freiheit zu verteidigen. Solche Menschen kann man nicht unterdrücken und sie in ihrer Lebensform ändern wollen, sie halten daran fest wie an ihrem Glauben. Ich fühle mich glücklich, daß sie so viel Vertrauen zu mir haben und mich in ihren Hütten und Casbahs so freundlich aufnehmen. Unter ihnen sind immer einige, die französisch gelernt haben und dolmetschen können, so daß man Einblick in ihr Leben gewinnt. Es ist mein großer Wunsch, dieses Volk wieder frei und glücklich zu sehen, und daß es einstmals diejenigen zu seinen Freunden rechnen wird, denen es jetzt in Feindschaft gegenübersteht. Diejenigen in ihren eigenen Reihen, die den Franzosen die Arbeit erleichtern, sind in ihren Augen Abtrünnige und werden mit dem gleichen Fanatismus bekämpft und sogar ermordet. Es ist ein tragischer Kampf für die Eingebore-



Junger Araber



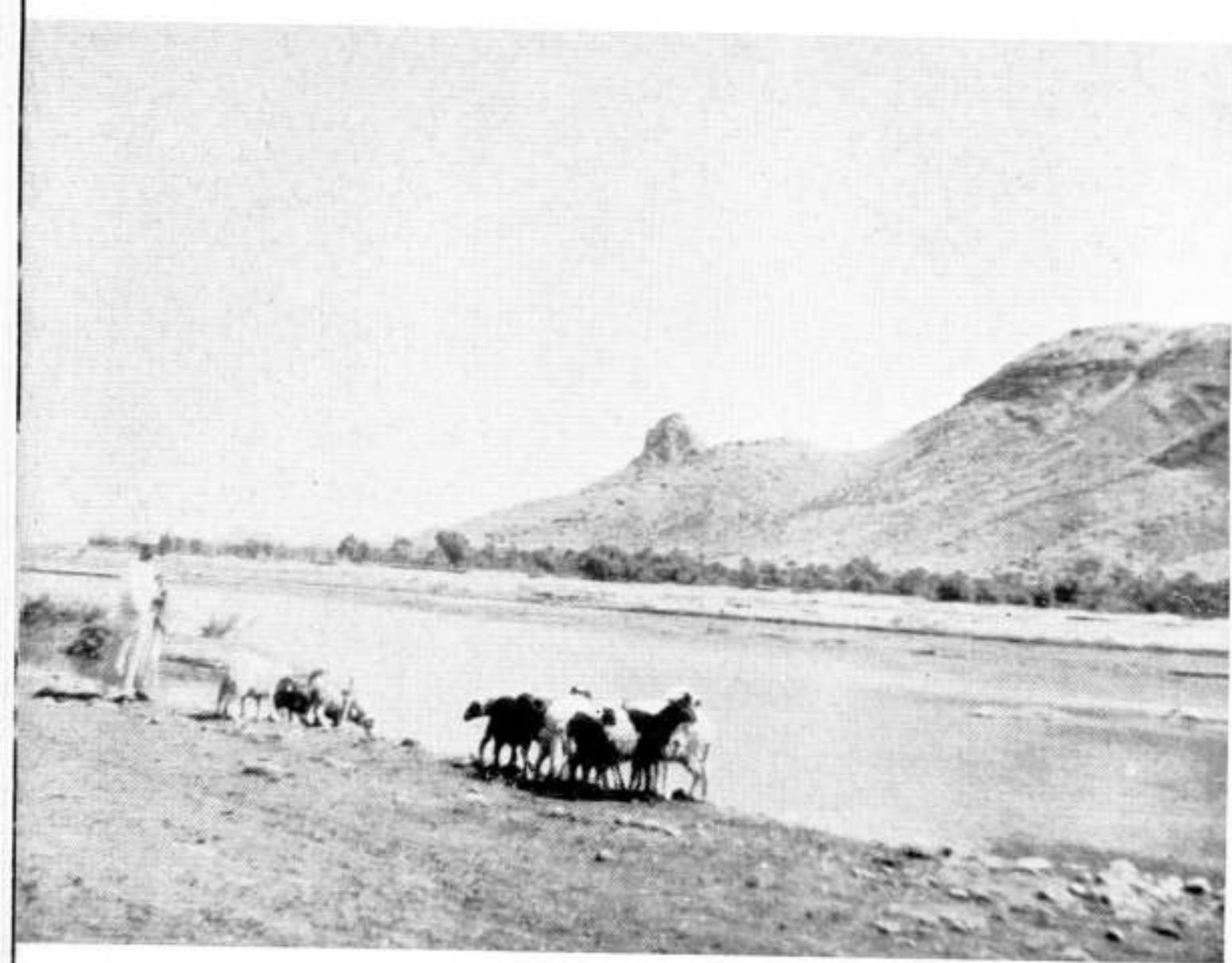
Durch den heißen Sand





*Casbah an der Bergwand
im Atlasgebirge*

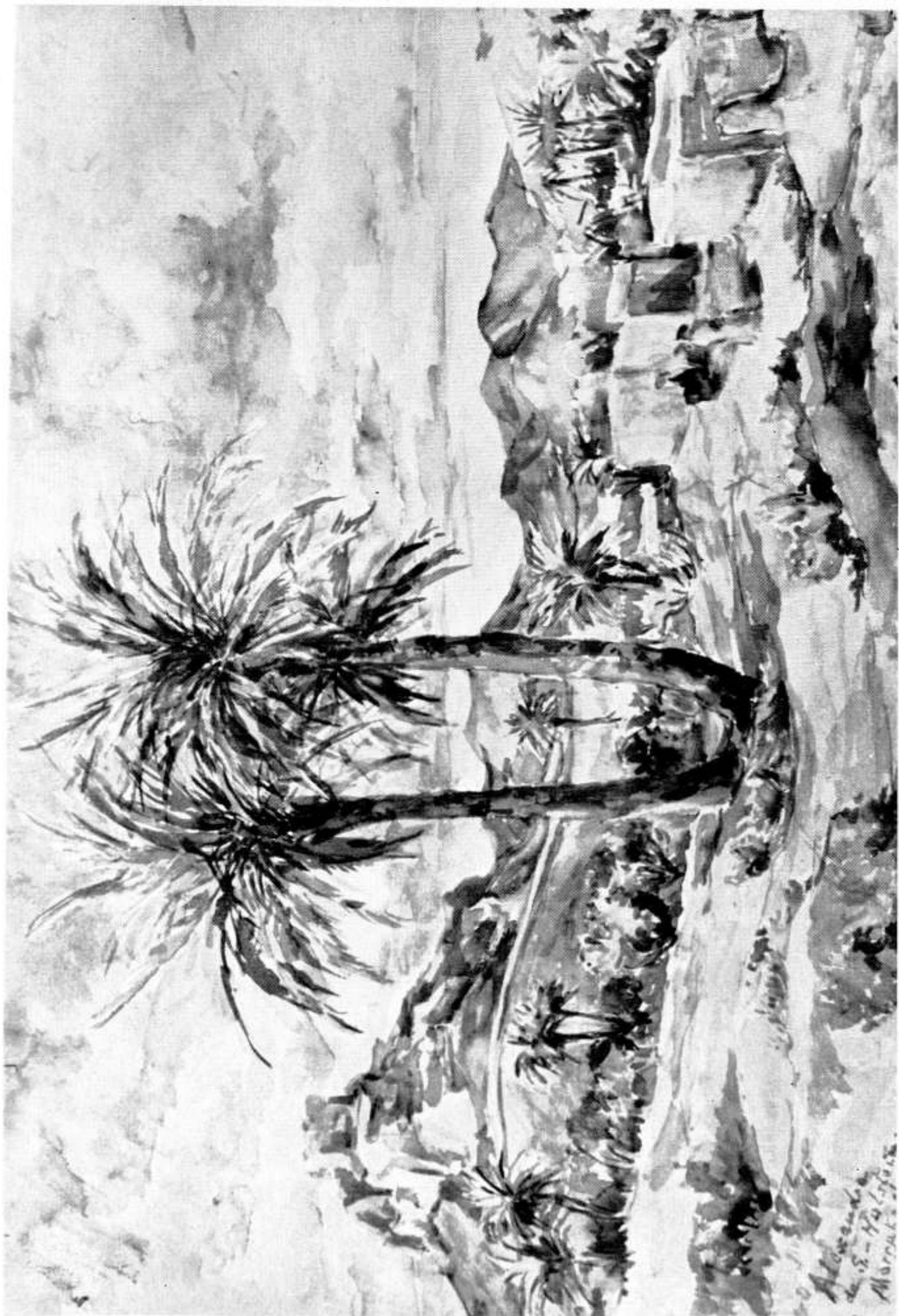




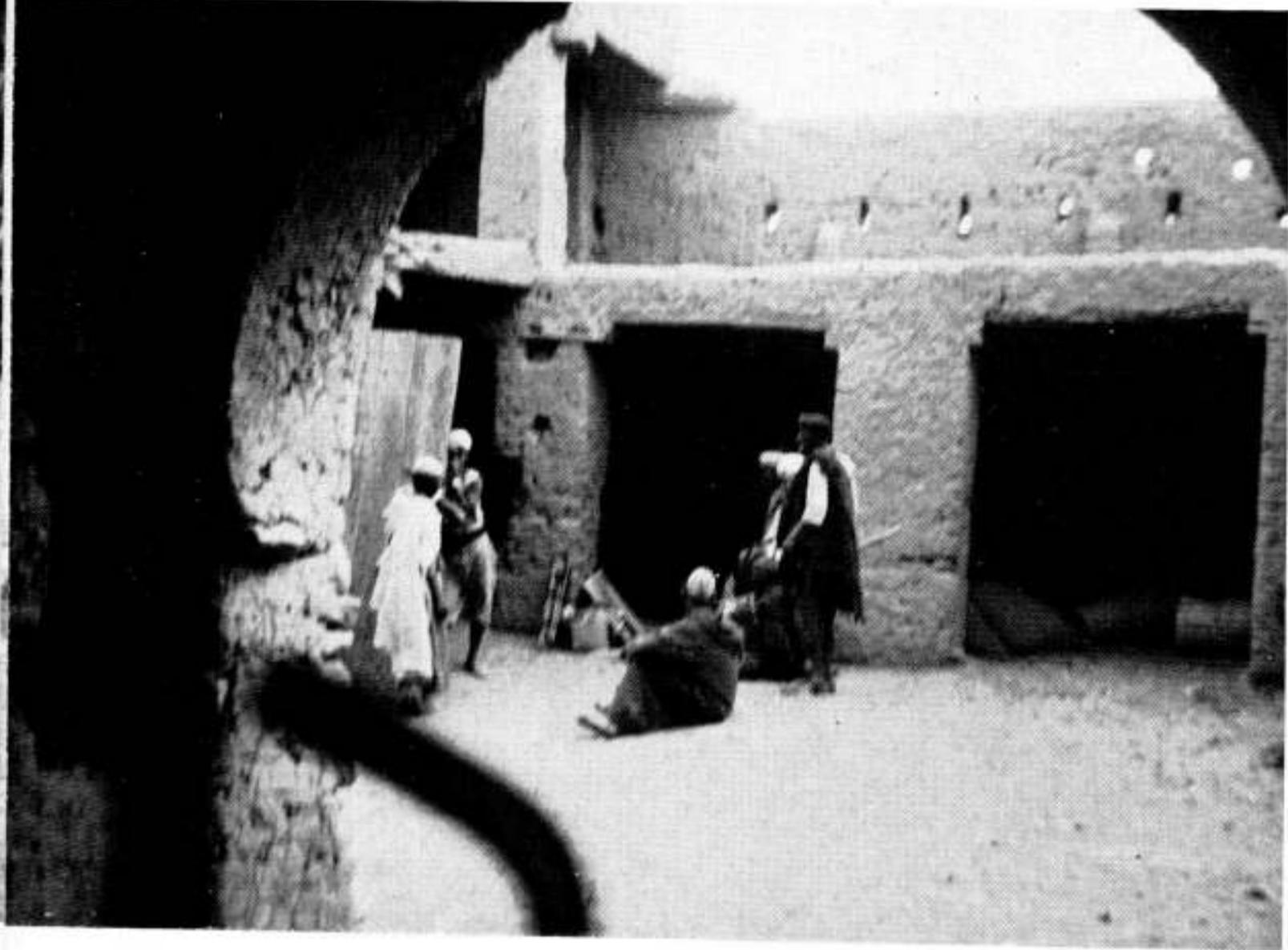
Ziegen am Fluß – Hmamid



Die Frauen, die vom Sandsturm überrascht wurden



Albuquerque
N.M. - 1901
Morris



In den Souks von Marrakesch



Eine Familie vor ihrer Hütte bei Marrakesch

nen und eine große Verantwortung für die Franzosen, allen gerecht zu werden, und den richtigen Moment zu ergreifen, den Eingeborenen ihre Selbständigkeit wiederzugeben.

All diese Fragen beschäftigen mich, während die Fahrt über schwindelnde Höhen führt, durch wilde, tiefe Schluchten, vorbei an den stolzen Casbahs, an vorüberziehenden Karawanen mit Maultieren und Kamelen und an den weißen Traumgestalten der Eingeborenen.

Die Abendstunden ziehen durch die Täler, im Fluß, der uns noch begleitet, spiegelt sich das zitronengelbe Licht des Himmels, die Berge stehen wie ausgeschnittene Silhouetten in der Luft. In weiter Ferne blitzen Lichter durch die Nacht – hinter mir höre ich wie einer sagt „Zagora“. Nun sind sie alle aufgewacht und schauen durch die Fenster und unterhalten sich lebhaft. Während der ganzen Fahrt hatte keiner ein Wort gesprochen. Wir fahren durch eine Ebene, einige Sandhügel zu beiden Seiten, einzelne Palmen, es sieht eintönig aus, so viel man in der späten Abendstunde erkennen kann. Wir passieren ein großes hellerleuchtetes Gebäude. „C'est le Gite d'Etape“, sagt der Chauffeur, er blickt durch den Spiegel in meine Ecke, er fügt hinzu, „c'est le seul hotel“ – wir fahren weiter. Einige Lampen erhellen die Straße, man erkennt die Konturen eines Araberdorfes und die weißen Häuser der Europäer. Mit einem plötzlichen Ruck hält der Bus ... „C'est la Cantine“, sagt der Fahrer.

„Voulez-vous rester ici, ou dans le Gite d'Etape?“

In seiner Stimme liegt ein verhaltener Zorn und aus seinen flackernden Augen lese ich wieder die Ungeduld, mit der er schon während des ganzen Tages mir begegnete. Die Schlechtigkeit dieses Mensch flößte mir mehr Angst ein wie alle Eingeborenen zusammen. Die halsbrecherische Fahrt durch den Atlas erregte mich nicht so, wie diese Alternative, vor die er mich stellte, die erbarmungslos aus seinem Munde kam. Auf Diskussionen ließ er sich nicht ein, er schrie nur „sortez, sortez vite, je n'ai pas le temps“. Die Eingeborenen haben jede freie Ecke mit Säcken ausgefüllt und übereinandergetürmt, so daß ich wie in einer Festung sitze und mei-

dorf und am toten Acker vorbei auf eine rauhe, neu angelegte breite Straße, wo uns am Ende das blendend-helle Gîte d'Etape entgegenleuchtet. Das Hotel steht noch nicht lange auf dieser trockenen steinigen Hochebene.

Die neugepflanzten Anlagen werden mühsam durch ständiges Bewässern erhalten. Die Terrassen sind mit tropischen Büschen bepflanzt, feuerrot und gelbe Blüten hängen aus dichtem Gesträuch, junge Tamarisbäume und Eukalyptus versuchen in dem ausgedörrten, sandigen Boden Wurzeln zu schlagen. Wir treten in eine große, geschmackvolle Halle, weiche Teppiche bedecken das spiegelblanke Parkett. Ich bedanke mich bei meinem freundlichen Retter in der Not, er ist ein Beamter bei der Militärverwaltung. Ein Araber, in einer schneeweißen Tunique, die mit einem breiten Gürtel gehalten ist, und weiten, weißen Pumphosen, erhält den Auftrag vom Hoteldirektor, mich in mein Zimmer zu geleiten. Wir gehen endlos lange Korridore treppauf treppab und gelangen endlich in ein Patio, welches zu ebener Erde liegt, das mit Steinplatten belegt ist. In der Mitte befindet sich ein längliches Beet, auf dem nur Kaktus und Dünengras wächst, ein beliebter Versteck für Grillen und unheimliche große Käfer, die nachts um die Lampen schwirren, mit Leichtigkeit können sie durch den Spalt unter meiner Tür ins Zimmer schlupfen, wovor mir graut. Vorm Schlafengehen wird jede Ecke untersucht und obgleich im Bett nichts zu entdecken ist, krabbeln sie nachts übers Kopfkissen und fliegen mit brummendem Gesurr um den Kopf.

Im Gîte d'Etape bin ich der einzige Gast – ich fühle mich oft einsam – dann gehe ich in die Kantine, die eine gewisse Anziehungskraft hat, weil sich dort alles trifft und man von Eingeborenen und Franzosen so manches Interessante hört, das Aufschluß gibt über das Leben der Menschen in der Sahara, ihre Schicksale und die verhängnisvolle Politik, die wie ein schwarzer Schleier über allem hängt. Es wird an den kleinen Tischen diskutiert und alle Neuigkeiten werden ausgetauscht, man begrüßt sich freundlich, alle scheinen zusam-

menzugehören — der Sahara-Arzt mit dem roten Gesicht und der langen Nase und den wässerigen, hellblauen Augen, der immer mit einer Kakibluse und enganliegenden Kakihsen bekleidet ist, der Direktor der C. T. M. neben ihm, ein braunverbrannter, breitschultriger Mann, das dichte schwarze Haar bedeckt den breiten Schädel, etwas düster schaut er mich an, ich muß mich aber um seine Gunst bemühen, damit ich immer einen guten Platz im Autobus erhalte.

Ein seltsamer Mann redet mich an, mit einer sonderbaren schwarzen Kopfbedeckung. Er erzählt mir, daß er gerade aus dem Atlas käme, wo er mehrere hundert fliegende Heuschrecken gefangen und getötet hätte.

Auf meiner Fahrt durch den Atlas hatte ich es auch erlebt, wie plötzlich eine Wolke von Heuschrecken die Luft verdunkelte, und diese schillernden, durchsichtigen Geschöpfe gegen die Scheibe flogen und starben. Dicht bestreut war die Straße mit den grünlich schillernden Flügeln.

Ein junger Mann sitzt allein, nachdenklich an einem Tisch, seine dunklen forschenden Augen sind ununterbrochen auf mich gerichtet. Nachdem der Arzt und der Direktor der C.T.M. sich von mir verabschiedet hatten, kommt er an meinen Tisch. Er ist Araber, europäisch gekleidet, er fragt, ob er sich mit mir unterhalten könnte, er sei Lehrer, wollte mich bitten, ihm etwas über deutsche Schulen und über das Leben in Deutschland zu erzählen. „Es ist schwer, den Kindern der Eingeborenen etwas beizubringen“, sagt er etwas entmutigt. Er glaubt durch neue Anregung den Kindern das Lernen verständlicher machen zu können. Jedes Wort, daß ich ihm sage, greift er auf wie ein Evangelium.

In der Kantine kaufe ich auch meine Lebensmittel, die nicht in den kleinen Bazaren der Eingeborenen zu finden sind. Am Bartisch treffe ich einen freundlichen Autofahrer, der viel von seinen Erlebnissen in der Sahara erzählt. Er sagt immer: „Il y a des choses curieux dans le desert.“ Ich erzähle ihm von einem Erlebnis, das ich eines Morgens hatte.

Ununterbrochen höre ich die schwermütige, eintönige Musik der Eingeborenen, dann tönen die aufreizenden Clairons der

zu den violetten Bergen. — Am anderen Ende der steinigen Ebene hat die Karawane das Casbah erreicht.

„Warum siehst Du so traurig aus“, fragt mich der kleine Achmed. „Warum schmückt Ihr Eure Gräber nicht“, frage ich ihn. „Wir schenken unseren Verstorbenen viele Blumen, die Grabstätten sehen aus, wie schöne Gärten.“ „Wenn man tot ist, ist das Leben vorbei“, sagt der kleine Araberjunge mit stoischer Gelassenheit. So, wie sie ihr hartes Leben mit seinen Mühsalen ertragen, so ertragen sie auch den Tod ohne Erbarmen und Trost.

„Wir wollen einen anderen Weg gehen“, sage ich ihm, „dort, wo der große Tamaris steht, da ist viel Schatten, dort können wir uns ausruhen.“ Die weiten buschigen Äste zeichnen feine blaue Schatten auf den Sand. — Ein schmaler Weg schlängelt sich zwischen Lehmmauern, wo die Hitze brütet, an das steile Ufer eines tiefen, breiten Grabens, der das Eingeborenendorf in der Mitte einer Oase von den hohen Sanddünen trennt — graziös geschwungene Palmen spiegeln sich im Wasser. Achmed faßt mich an der Hand — wir müssen eine schmale Brücke überqueren und am Grad einer Sanddüne entlanggehen, die viele Meter steil bis zum Graben abfällt.

Unter den Füßen fühle ich den Sand nach unten rieseln. Die hohen welligen Dünen ruh'n in der flimmernden Luft, aus tiefen Trichtern streben die Palmen zum Licht. Die Sandstürme kreiseln Jahr um Jahr um die Stämme, wodurch die Trichter entstehen. Wir gehen über die Dünen, der Sand brennt durch die Schuhsohlen, als stünde man auf einer glühenden Platte. Das Weitergehen ist unmöglich, ich setze mich auf den Malstuhl und lege die Jacke unter die Füße. Der feine Schatten einer Palmenkrone macht die wahnsinnige Hitze etwas erträglicher. Es ist unbegreiflich, wie die Eingeborenen gegen die Hitze gefeit sind, der Junge legt sich auf den glühenden Sand und scheint sich sehr wohl dabei zu fühlen.

Die Palmen stehen wie Mahnmale in dieser fast beängstigenden Einsamkeit und Stille, soweit das Auge reicht, fühlt

man sich umgeben von Sandbergen, die in der blauen Luft pastellig schimmern und gleißen. Ganz am Horizont schwebt das Blau der Berge in den Himmel. — Welch unsagbarer Friede! Die Seele glaubt in das All zu entschweben und die irdische Welt hinter sich zu lassen. — Wie ein Magnet hält die Sahara alle Sinne gefangen, man ist sich der Wirklichkeit kaum mehr bewußt. Aus diesem Traumzustand weckt mich plötzlich eine Gestalt hoch oben auf einem Sandberg. Fast unwirklich erscheint sie, diese bezaubernde, graziöse Fatima. Der warme Wind scheint sie wie ein Blütenblatt über die Sahara geweht zu haben. Ihre biegsame, zarte Gestalt gleicht jenen Palmen, die aus der geheimnisvollen Tiefe der Sandtrichter wachsen. Wie ein griechisches Gewand fällt der weiche indigofarbene Stoff um die zarte Gestalt, der durch eine silberne Spange auf einer Schulter gehalten ist und Arme und Schulter freiläßt. Breite, silbergetriebene Armreifen schmücken die feinen, kupferbraunen Gelenke. Die Handflächen und Nägel sind mit orangeroter Henna bemalt. Ein aus rotem Stoff gewundener Reif legt sich um die Stirn und hält das weiche blaue Tuch, das über die Schultern fällt. Mit grünen, violetten und roten Glasperlen ist ein breites Band gestickt, welches sie um die schmalen Hüften geschlungen hat. — Die Sonne blendet sie, eine Hand hält sie vor die Augen. — Ihre ganze Gestalt, ihre feinen braunen Glieder, die halb beschatteten dunklen Augen glühen in der Sonne. Sie ist wie das Symbol der Sahara — geheimnisvoll, schillernd und verführerisch — dieses Kind, das unter der Sonne geboren, von Sandstürmen umweht und geformt ist. — Sie setzt sich zu mir in den Sand, graziös, wie eine Katze.

Sie betrachtet mich mit einer durchdringenden Neugier, betastet ganz verstohlen mit ihren feinen Händen mein Kleid und die Schuhe, und ihre fragenden Blicke gehen zu Achmed — sie sprechen arabisch —, er hat ihr anscheinend alles erklärt, was sie wissen will. Sie sieht mich mit einem zufriedenen Lächeln an, ich gebe ihr zu verstehen, daß ihre Kleider viel schöner seien. Ich bewundere die silbernen und bunten Ketten um den Hals und das kleine Schmuckstück, das auf der Stirn

eint sei, und weiß doch, daß er es nicht verstehen kann. Liebevoll erzählt er von seinem Land, von den strengen Sitten. Er wird fanatisch, wenn er von den Feinden spricht. Sie versuchten das Land und das große Volk zu unterwerfen. Sie wollten ihre Freiheit haben und dafür kämpfen. Ich empfinde ein tiefes Mitgefühl und gleichzeitig eine Trauer im Herzen, weil ich die Aussichtslosigkeit sehe, wenn sie einen Kampf aufnehmen wollen gegen eine Übermacht, der sie nicht gewachsen sind. Alle meine Argumente und Beschwichtigungen klingen so schwach gegen den stolzen Freiheitswillen und den Mut dieses Volkes. Er wird nachdenklich. — „Wir waren doch glücklich und zufrieden, als wir unseren Sultan Ben Jussef hatten, seitdem er in der Verbannung lebt, sind wir traurig und rebellisch. Die anderen sind so stark, daß wir schweigen müssen, wir sind freundlich mit ihnen, aber wir lieben sie nicht. Wenn wir genug Waffen haben, nous allons faire la guerre.“ Von dieser Gewißheit sind sie alle überzeugt und besessen. Unsichtbare Mächte schüren ständig die Leidenschaften dieses fanatischen Volkes und wachen darüber, daß zwischen Muselmanen und Franzosen eine Verständigung unmöglich ist.

Die Nacht hüllt alles in ihr Schweigen. Haß und Leidenschaften gehen zur Ruhe, Hoffnung und Sehnsucht brennen wie Lichter im Dunkeln. — Ich fühle eine schmale kindliche Hand in der meinen, der Fluß rauscht unter der Brücke, und die Lichter von Zagora erleuchten unseren Weg. — Ich blicke dem kleinen Achmed noch lange nach, als er in den schmalen dunklen Gassen des Dorfes meinem Blick entwindet.

Die Begegnung mit diesen beiden Kindern der Sahara läßt mich tiefer in die geheimnisvolle Seele dieses Volkes schauen. In der Nacht habe ich mich an die Staffelei gesetzt und malte die Fatima, wie sie gegen die Sonne über die Sanddünen schreitet.

Heute bin ich unentschlossen, wohin mein Weg gehen soll. Die frühe Morgensonne scheint schräg ins Patio, wo noch wohltuende Ruhe herrscht, während ich den selbstgekochten Kaffee trinke, beobachte ich Schmetterlinge und Käfer, die im

Tschungel des hohen Dünengrases und der hohen Kaktuspflanzen ihr Spiel treiben. So lasse ich mich auch unbeschwert von den Sonnenstrahlen leiten über die rauhe, steinige Ebene zur schattigen Palmeraie, wo in den abgeteilten kleinen Gärten die Eingeborenen ihre Felder und Gärten bestellen. Ein Maultier zieht den Holzflug durch die steinige Erde, der Araber geht singend in dem aufgebrochenen Boden hinterher. Frauen und Kinder sitzen auf den kleinen Lehmmauern und schauen in die Morgensonne. Unbemerkt sitze ich am Fuß einer Palme und freue mich über diesen unbeschreiblichen Frieden dieses Palmenparadieses. Auf dem Wege, der zu einem fernliegenden Dorf führt, das von einer endlos langen Mauer und hohen Warttürmen umgeben ist, ziehen die Bewohner vom Markt kommend heim, singend und sich unterhaltend. Die beladenen Esel trippeln in dem tiefen Sand und werden immer wieder angetrieben wenn sie müde sind.

An der anderen Seite des Weges ist ein steiniger steiler Hügel. Ganz oben gegen die Sonne erkennt man Hütten aus Palmenblättern, als stünden sie am wolkenlosen, blauen Himmel; es ist ein faczinierendes Bild. Vor den Hütten sitzen Frauen am Boden im Schatten, kleine Kinder spielen zwischen den Steinen, froh und unbeschwert. Sie tragen alle indigo, blaue Gewänder und bunten Kopfputz aus Perlen und Muscheln. Schwere Silberreifen um die schmalen Handgelenke. Sie sind unverschleiert, wie auch die Berber Frauen im Atlasgebirge. Ein alter Mann steigt keuchend herauf, zwei magere Ziegen an der Hand. Er bleibt immer wieder stehen und atmet tief. Trotzdem die Sonne steil am Himmel steht, zieht es mich gewaltig zu den Hütten. Plötzlich kommt Bewegung in die Gruppe der Frauen, sie stehen auf, als wollten sie mich vertreiben. Sie beraten untereinander, sie lachen und winken mir zu. — Nun ist alles gut. — Der Empfang ist herzlich und freundlich, sie machen mir ein Zeichen, daß ich mich zu ihnen setzen sollte. Da ich den Malstuhl habe, brauche ich mich nicht auf den Steinboden zu setzen, was für uns verwöhnte Europäer doch etwas hart und unbequem ist. Ich bewundere diese Menschen, wie selbstverständlich das alles für sie ist. Sie und ich

sprechen unsere Muttersprache und können uns doch verstehen, denn ihr Ausdruck und ihre Gesten sind so lebendig. Wie ein geduldiges Lamm sitzt ein kleines Mädchen vor der Mutter, die unzählige winzige Zöpfe flicht, die zu einer kunstvollen Frisur um den Kopf gelegt werden. Eine kleine Schale mit Öl steht daneben, in die sie immer ihre Finger taucht, wenn ein neues Zöpfchen geflochten und mit bunten Glasperlen und Muscheln verziert wird.

Aus dem feinen Oval des Gesichtes schauen große fragende Augen mich an, aus denen schon jetzt das innere Feuer brennt und eine Selbstbeherrschung spricht. Nun betrachtet die Mutter die Kleine mit einem liebevollen Blick und gießt den letzten Tropfen Öl aus der Schale auf die fertige Frisur. Das Kind macht ein paar freudige Sprünge und spielt nun mit den anderen Kindern zwischen den Steinen.

Die wohlbeleibte Nachbarin führt das Wort. Über die Rundung des üppigen Busens hängen schwere Silberketten, einige bunte Spangen halten die Drappierung des Gewandes zusammen. Sie erzählt anscheinend alle Neuigkeiten aus dem Casbah, worüber die anderen Frauen sich dann totlachen.

Dabei rutscht das arme kleine Baby von ihren dicken Knien herunter und wird dann wie ein Bündel wieder hochgezerrt. Große kugelrunde Augen blicken traurig herum, und vom kurz geschorenen Köpfchen hängt über einem Ohr ein spindel dünnes Zöpfchen, in dem auch bunte Perlen und eine Muschel geflochten sind. Es ist ein Aberglaube, daß, wenn das Kind stirbt, Gott es am Zopf heraufziehen kann. Ganz spontan springt diese dicke Frau aus ihrer Hockstellung so elastisch auf, daß ihr Kleines auf den Steinboden fällt. Gleichgültig hebt sie dieses lebendige Bündel auf, bindet es mit einem Tuch um die Hüfte, daß es rittlings mit einem Beinchen auf ihrem Bauch, mit dem anderen auf ihrer hinteren Partie sitzt.

Leise streichele ich dieses arme kleine Wesen, das weder Pflege noch Gemütlichkeit kennt. Ganz erstaunt blickt es mich an, während es meinen Finger in der kleinen schwarzen Hand festhält. — In der Hütte bereitet eine Frau den Minth-Tee. Sie reicht mir ein Glas mit dem heißen duftenden Getränk. — Es

ist ein Zeichen der Gastfreundschaft, wenn sie einem den Tee anbieten. Sie haben Vertrauen zu mir gefaßt, ich durfte in ihre Hütte eintreten. Sie rafften die hängenden Palmblätter zu beiden Seiten, wir treten in einen runden Raum, in ein Zelt. Das Gerüst ist aus Bambusstangen mit Palmblättern durchflochten, in der Mitte in eine Spitze auslaufend, der Fußboden ist wie eine Tenne mit bunten Matten belegt. An der schrägen Wand hängen bunte kleine Teppiche mit arabischen Motiven. Einige Majolikateller sind an der Wand verteilt. Im Umkreis stehen auf dem Boden Ton- und Messingkrüge dicht nebeneinander aufgereiht und einige große Kupfer- und Messingschalen, die als Koch- und Eßgeschirr verwendet werden.

Nirgendwo fehlt der Petroleumkocher. In der Mitte liegen einige bunte Kissen um ein niedrig rundes Tischchen, an dem sie Tee trinken. Dies ist der Wohnraum einer Familie. Es schließen sich zwei Schlafräume an, die Eingänge sind so niedrig, daß man sich ganz klein machen muß um durchzukommen, sie sind länglich gebaut. Mehrere Matten, die als Schlafstätten dienen, liegen nebeneinander. Am Kopfende sind sie etwas erhöht. Ich sehe aber keine Decken, womit sie sich zudecken können. Ich stelle mir vor, wie es sein muß, wenn die Sandstürme über die kleinen Hütten brausen, und tropische Regengüsse herunterkommen. Als Einrichtung hängt nur ein kleiner Spiegel an einem Teppich, und eine Tonschüssel steht am Boden, worin sich die Familie wäscht.

An den Wänden sind einige Bilder aus Zeitschriften, und wie überall in den Hütten, das große Bild von Ben Jussef im Rahmen — „ihr Abgott“, den man ihnen genommen hat. Stühle gibt es nicht, da sie nur in Hockstellung sitzen oder liegen. Leider war es unmöglich, hier zu photographieren, da sie energisch abwehrten. Ich wage sie nicht zu reizen. So kann ich nur einige Federzeichnungen aus der Ferne machen, und das schöne interessante Bild mir tief einprägen. Beim Abschiednehmen reden sie alle auf mich ein. Schütteln meine Hand und streicheln mich zärtlich mit ihren schmalen dunklen Händen. Die wohlbeleibte Frau ist auf ihrem Heimweg mehr-

mals stehengeblieben, um Vorübergehenden die Neuigkeiten mitzuteilen. Sie schüttelt sich vor Lachen, daß ihr Kleines auf ihrer Hüfte hin und her rutscht.

Welche unwahrscheinliche Kraft hat die Natur diesen kleinen Geschöpfen mitgegeben, daß sie dieses rohe lieblose Dasein ertragen. Wenn man diese armen Kinder und die gequälten Tiere bedauert, dann sagen sie nur, „das sind sie gewöhnt“. — Kann man sich wirklich so an das Leiden gewöhnen, daß man die körperlichen und seelischen Schmerzen nicht mehr empfindet? Vielleicht ist diesen primitiven Geschöpfen von der Vorsehung übernatürliche Kraft geschenkt.

Auf meinem Weg zum Casbah begleitet mich eine Schar Kinder, braune und schwarze, eine vergnügte ausgelassene Gesellschaft, die mich mehr amüsiert als stört. Sie schlagen Purzelbäume, tanzen und lachen, wie nur Kinder lachen können. — Ja diese Kinder, die so anspruchslos und scheinbar freudlos dahinleben, lachen wie andere Kinder und sind glücklich. Diese Tatsache beglückt mich auch.

Trotzdem ich müde bin, und der tiefe Sand den Gang erschwert, und die Nachmittagssonne noch brennt, zieht mich der Strom der Kinder zum Casbah. Einige hängen sich an meinen Rock, die kleinsten legen ihre Händchen in die meinen. Sie wollen mir zeigen wo sie wohnen. Wie ein Schwarm von Spatzen schreien sie durcheinander. Jeder zeigt in die Richtung des Casbahs, wo er hinter den hohen Mauern und den wuchtigen Verteidigungstürmen zu Hause ist. Sie sind nur mit kurzen flatternden Hemdchen bekleidet, diese kleinen Kinder des stolzen Casbahs. Entlang der langen Wehrmauer führen sie mich durch ein schönes reich verziertes Tor, auf einen größeren Platz — die tiefstehende Sonne glüht golden auf den Lehmwänden. In den unzähligen Gassen, die wie Arme eines Polypen in die kleine Stadt führen, hat sich der tiefe Schatten hineingeschlichen. Am Platz steht ein stolzer Bau, der als einziger Fenster mit Glasscheiben hat.

Ein junger Berber übernimmt die Führung. Mit befehlender Handbewegung versucht er die kleinen Kinder zu ver-





Rast auf dem Heimweg



Ein Motiv beim Casbah bei Hmamid vor dem Sandsturm

scheuchen, die sich aber nur in den vielen Winkeln und Ecken verstecken und dann fast unbemerkt hinter uns herschleichen. Das vornehm aussehende Gebäude mit den eckigen Türmen gehört wohl dem Kaid. Der junge Mann hält mich am Arm, als ich mich dem Eingang nähere, und macht ein Zeichen mit der Hand, daß der Eintritt nicht erlaubt ist. Das wütende Bel-len eines Hundes verscheucht alle Kinder, und ich ziehe es auch vor, mich von dem Haus zu entfernen. Wir durchwandern ein Labyrinth von winzigen kleinen Straßen. Alles ist aus Lehm, der Boden und die Häuserwände. Man geht uneben bergauf bergab. Wir stehen vor einem Tor, dessen Arabesken wieder ganz verschieden von den anderen sind. Zwischen Blättern, Rosetten und Schnörkeln sind Verse und Strophen verschlungen, worin der Künstler oft sein eigenes Leben und Schicksal bekannte.

Nie darf er das Abbild eines Menschen oder Tieres wiedergeben, das verbietet ihm der Koran. Wir stehen in einem riesigen Innenhof, um den wie aus Bauklötzen kleine kubische Bauten terrassenartig neben und übereinander stehen und kreuz und quer verbunden sind. Nur Leitern führen von einer Etage zur anderen. Die Farben der bunten Gewänder der in Gruppen stehenden Frauen unterbrechen diese ockergelbe Farbe, die tot und trostlos erscheint, wenn die Sonne sie nicht vergoldet. Kein Baum, kein Strauch geschweige denn eine Blume, spenden Freude und Hoffnung. Es ist fast halsbrecherisch, die Leitern zu den kleinen Häusern hinaufzugehen. Die Räume ähneln mehr Höhlen, deren unebener Boden je nach dem Reichtum mit kleinen Teppichen und Matten belegt ist. Von den verschiedenen Terrassen winken sie mir zu, damit ich sie besuche. Wie gerne täte ich es, wenn es nicht zu heiß wäre und meine Kräfte nachlassen. — Ich nehme Abschied von ihnen, wissend, daß ich nie mehr zurückkehren werde in die Welt des Geheimnisses, die mich so seltsam gefangen hält. — Am Ausgang des Tores stehen die kleinen Hemdenmätze, um mich wieder zu begleiten. Rührend sehen sie aus mit den kurz geschnittenen Haaren und dem kleinen Zopf. Ich bitte meinen Begleiter sie nicht zu verjagen. Strahlend trippeln sie lautlos

neben mir, während wir durch die Lilliput-Stadt einem anderen Ausgang zustreben. Mein Begleiter heißt Muhammed, er ist ein schlanker intelligent aussehender junger Mann. Er bleibt stehen. — „Schau her“, sagt er, „dieses war mein Haus, der letzte schwere Regen hat es ganz aufgeweicht, dann ist es zusammengebrochen.“ Eine Trauer liegt in seinem dunklen Blick. „Ich will es wieder aufbauen“, sagt Muhammed. Die kleinen Straßen sind so eng, als sei es nur ein Gehsteig. Man muß sich vorsehen beim Vorübergehen die Menschen nicht zu berühren, welche auf der Erde in den Eingängen ihrer winzigen Wohnung sitzen. Ganz verstört sehen sie mir nach, weil ich in ihre stille Welt eingedrungen bin, wohin anscheinend wohl selten oder vielleicht noch nie eine europäische Frau den Weg zu ihnen gefunden hat. Es ist so seltsam, durch diese kleine Stadt zu gehen, wo eine Straße in die andere führt und eine der anderen gleicht. Durch winzige kleine Fensteröffnungen, die sich oben in den Häusern befinden, sieht man ab und zu nur einen Kopf. Es war mir als hätte ich einen bösen Traum, der mich auch das letzte Ende durch dieses Labyrinth gefangen hielt, wo ich ohne Muhammed wohl nie herausgefunden hätte. Es packt mich ein Gefühl der Verlassenheit. Am liebsten hätte ich Muhammeds Hand genommen, wie es die kleinen Kinder tun, wenn sie Angst haben. Ich schämte mich vor mir selbst, daß mich im Augenblick das Furchtgefühl erfaßt hatte, und ich irgendwo Schutz suchte. Dann mußte ich daran denken, wie ein junger Araber mir sagte: „Weißt Du, warum man Dir nichts tut? Du gehst so sicher und zeigst keine Angst. Sie glauben, daß Du eine Waffe bei Dir hast.“ Hinter uns trampelt ein kleiner Esel, der Mann, der auf ihm sitzt, murmelt vor sich hin. Die weiche warme Schnauze des Tieres schiebt mich zur Seite. Es ist kein Laut in dieser toten Stadt. Es brütet etwas unheimlich lauernes zwischen diesen Mauern. Die Menschen blicken stumm aus ihren brennenden Augen. Ein junger Mann in einer weißen Chelaba hat sich angeschlossen, er blickt mich freundlich an, das gibt mir wieder Mut. „Hier ist mein Haus“, sagt er, „willst Du nicht hineinkommen?“ Eine kleine Mauer umgibt sein Eigentum. Einige

Latten stehen vor der Öffnung, in der Mitte des unebenen Platzes hat er ein sorgfältig angelegtes Gemüsebeet gepflanzt. Das frische Grün der Blätter scheint mir wie ein Wunder in dieser toten Gespensterstadt. Viel Liebe hat er darauf verwendet, den steinigen Boden zu kultivieren und die Pflanzen am Leben zu erhalten. „Wie schön hast Du das Beet gemacht“, sage ich ihm. Er strahlt vor Freude. „Es hat viel Arbeit gemacht“, sagt er, „und ich freue mich täglich daran.“ Sein Haus ist in eine Lehmwand gegraben, nur bunt angestrichene Türen verraten, daß dahinter eine menschliche Wohnung ist. Auch hier lebt die Seele eines Menschen der es versteht, Licht in das Dunkel seines Daseins zu bringen. Er führt mich durch die niedrige Türe, man muß sich tief bücken. Bunte Teppiche und Matten bedecken die unregelmäßigen Wände und den Boden. In den schön getriebenen Messingkrügen und Schalen spiegelt sich das Tageslicht, das nur spärlich durch den niedrigen Eingang dringt.

Es lebt viel Elend in diesen stolzen Casbahs. Viele Behausungen besitzen nicht einmal ein Dach, und sind die Bewohner den Sandstürmen und der glühenden Hitze ausgesetzt. Sie machen den Eindruck von Ställen, wo die armen Menschen zwischen Gerümpel, Säcken und Kochtöpfen ihr Strohlager aufschlagen. Durch eine kleine Öffnung sehe ich einen alten Mann. Die zum Skelett abgemagerten Glieder, über die sich eine verschrumpfte Haut spannt, sind nur mit einem Sack bedeckt. Er scheint nicht mehr zu atmen. Ob er wohl noch lebt? Mein Begleiter sagt, er schliefe, er sei müde vom weiten Weg zum Markt. Er hätte keine Familie oder jemanden, der für ihn sorgte. „Der arme Alte“, eines Tages wird er zwischen seinem Gerümpel nicht mehr aufwachen. Dann wird man ihn auf den steinigen Totenacker tragen. Ich war froh, als wir das Ausgangstor erreichten und die kühle Abendluft diese bösen Träume verscheuchte. Unter buschigen Tamarisbäumen unterhalten sich Frauen. Sie sind die Vornehmen des Casbahs. In der Abendsonne leuchten die fantastisch farbigen Gewänder und die vielen Ketten und Armreifen. Sie sehen stolz und selbstbewußt aus. Sie betrachten mich etwas spöttisch und

kühl. Welcher Kontrast zu dem Elend und Grauen, dem ich in der kleinen Stadt begegnet bin. Eine schöne dunkelhäutige Frau nähert sich und blickt mich mit ihren melancholischen Augen an. Sie reicht mir die Hand und spricht fließend französisch: „Meine Freunde wollen wissen, woher Du kommst und warum Du alleine dieses Casbah besuchst. Es ist gefährlich, für Europäer allein in ein Casbah zu gehen“, sagt die schöne Frau. „Ich komme aus Deutschland“, entgegnete ich ihr, „um Euer herrliches Land zu besuchen, Eure Casbahs zu bewundern und die Menschen, die ich liebe. Alles was ich hier sehe und erlebe möchte ich malen.“ Sie wendet sich zu den anderen Frauen und übersetzt es in Arabisch. Auf den Gesichtern der Umstehenden drückt sich Freude aus. Sie reichen mir ihre Hände und sprechen in arabisch ihren Dank dafür aus, daß ich zu ihnen gekommen sei. Ich muß Abschied nehmen, so wie man Abschied von Freunden nimmt.

Der Abend zieht schnell über die Sahara. Zu meinem Erstaunen sehe ich mich wieder von den Kindern umringt, die mich auf den Heimweg geleiten wollen. Der Himmel ist blutrot, er spiegelt sich in dem träge dahinfließenden Fluß und glüht durch die feine schwarzblaue Silhouette der Palmeraie. Voll Andacht bleiben die Kinder neben mir stehen. Sie haben die Schönheit dieser Stunde verstanden und keiner unterbricht die Stille. Ich fühle nur den Druck der kleinen Hände, die sich wieder verstohlen in die meinen gelegt haben.

Plötzlich läuft der kleine Junge mit dem feinen Gesicht und den ausdrucksvollen Augen, den ich besonders in mein Herz geschlossen habe, ins Dunkel der Palmeraie. Er sagt: „Je veux chercher des fleurs pour Mme.“ Strahlend kommt er zurück, hält in der Hand einen dicken Strauß von Kornähren, in dessen Mitte eine große lila Winde hängt. „Prend les fleurs c'est pour toi!“

Am liebsten hätte ich diesen kleinen Lausbuben umarmt. Ich danke ihm und sage, diese schönen Blumen will ich behalten und immer an dich denken.

Ein liebevoller Blick sieht zu mir hinauf. Dann rasen alle einen Sandhügel hinauf und rollen seitwärts wieder hinunter, über und untereinander. Sie jauchzen vor Glück.

Als wir in die Nähe des Gite d'Etape kommen, bleiben sie alle stehen. Dieses Gebiet dürfen sie anscheinend nicht betreten. Ganz traurig reichen sie mir ihre kleinen Hände und rufen noch lange „au revoir Mme.“. Unvergeßlich wird mir dieser Spapiergang mit diesen kleinen schwarzen und braunen Kindern bleiben.

Mein lieber Freund Ali, ein großer gut aussehender Berber, ist im Gite d'Etape eine wichtige Persönlichkeit, er beaufsichtigt les indigènes. Er vertritt auch den einen oder anderen wenn er Freizeit hat. Ich freue mich immer wenn er mein Zimmer in Ordnung macht, alles macht er mit viel Liebe und Sorgfalt. Er hat die besten Manieren und ein angeborenes Taktgefühl, als wäre er in einem Schloß Haushofmeister gewesen. Da das Trinkwasser sehr bemessen ist, stellt er immer eine Flasche in mein Zimmer oder holt ganz verstohlen ein Weißbrot aus der Küche. Der Koch darf es natürlich nicht sehen, dann wird dieser temperamentvolle Franzose wütend, da ich nur mein Zimmer bezahle und keinen Anspruch auf die Küche habe, da ich mich in dieser Hinsicht selbst versorge. Der Direktor und seine Frau versagen immer da, wo es ihre Pflicht wäre, sich um ihre Gäste zu kümmern. Im Gegenteil, sie tun sogar alles, um mir den Aufenthalt zu erschweren. Auf einer schönen schattigen Terrasse hat Ali mir einen bequemen Stuhl mit vielen Kissen gestellt. Diesen Aufenthalt liebe ich sehr, man hat einen weiten Blick über die Palmen zu den bizarren kahlen Bergen, und eine wohltuende Ruhe umgibt mich. Ganz geheimnisvoll sagt Ali mir eines Tages: „J'ai mis une chaise sur le toit, que tu peu peinde le coucher du soleil.“ Viele Stufen führen durch den hohen Turm bis zur Dachterrasse; der Blick ist einmalig von dort oben. Die Sonnenuntergänge sind atemberaubend, nicht nur in ihrer Schönheit, aber auch in der rasenden Geschwindigkeit, in der die Farben ständig wechseln. Das macht das Malen fast unmöglich. Der Schlußakkord dieser Sinfonie klingt aus in einem

Glorienschein des zitronenfarbenen Himmels, der die im Schlaf versunkene purpurfarbene Sahara umwölbt.

Ich lege meinen Pinsel aus der Hand. — Ist es nicht vermessen zu glauben und zu hoffen, daß man diese Wunder der Natur mit dem Pinsel fassen kann?

Der Eindruck ist so groß und erschütternd, daß die Seele erbebt und man niederknien möchte, wie die Eingeborenen, mit der Stirn auf dem Boden, um Allah und seine Schöpfung zu preisen.

Ein junger sympathischer Araber, ein Student der Medizin, mit Namen Muhammed, verdient sich das Geld für sein Studium. Tagein tagaus steht er in seiner blendend weißen Tunique, die vom breiten Gürtel fest um die Taille gebunden ist. Ein weißer Turban legt sich elegant um den schmalen Kopf. Er wartet hinter der Bar auf die Gäste, die nicht kommen, da der Fremdenverkehr wegen der politischen Unruhen sehr nachgelassen hat. Hinter blank geputzten Glasscheiben stehen Liköre und Weine aus aller Welt, nur nicht aus Deutschland.

Er bereitet einen Mokka für mich; ich sitze unter einem großen Sonnenschirm auf der Hauptterrasse und schreibe. Ich freue mich an seinem eleganten, etwas zögerndem Gang, er schaut auf das kleine Tablett und fürchtet wohl, daß er den Kaffee verschütten könnte. Fast liebevoll setzt er ihn auf den Tisch und blickt träumerisch aus seinen schönen Augen.

Er ist schön, wie seine Berge, wie die Sahara und die biegsamen Palmen. Mensch und Natur sind hier eng verbunden.

Die Stunde des Träumens kommt wieder von irgend woher, aus den Dünen oder aus dem leisen Rauschen der Palmen im Abendwind. Ein großer Zugvogel zieht klagend durch die kristallklare Luft, bis er sich in der Unendlichkeit verliert. Ganz in der Ferne singt einer sein Nachtgebet.

In all diese Stille webt sich die Musik von Beethoven, die 5. Sinfonie und eine Fuge von Bach. Es ist wirklich wie ein Traum hier in der Einsamkeit die Musik der „großen Einsamen“ zu vernehmen. Der junge Araber sitzt traumverloren am Radio, seinen Kopf in beide Hände gestützt. Er merkt es

nicht, als ich leise den großen getäfelten Raum betrete und mich in einen Sessel setze.

Diese überirdische Musik verbindet Welten und Völker, sie ist aus der Einsamkeit geboren und vermählt sich hier mit der Unendlichkeit der Sahara.

Ein warmer Schein dringt durch die offene Tür, ein Reflex der glühenden Berge beim Scheiden der Sonne.

Heute abend bin ich wieder im kleinen Patio unter der Lampe, die großen Käfer und Insekten schwirren und surren um das helle Licht. Es geht ein Pfeifen durch die Luft, der Sternenhimmel verdunkelt sich, Türen und Fenster schlagen. Die Wolken jagen am Himmel. Menschen und Tiere haben sich in Winkeln und Ställen versteckt. — Der Sand verdunkelt den Himmel und dringt durch alle Fugen. Ein weibliches Wesen jagt schreiend durchs Patio, mit fliegenden Kleidern und Haaren. „Fermér la porte et la fenêtre. Ily a une terrible tempête.“ Ich sah sie etwas verwundert an, schließlich stirbt man ja nicht davon, wenn eine Sandschicht ins Zimmer dringt. Schlimmer wäre es, wenn die gefürchteten Spinnen durch den Sturm hereingetragen werden. Ich ließ Fenster und Türen selbstverständlich offen. Freute mich, daß endlich einmal ein kühler Wind hindurchwehte und die Hitze aus dem Zimmer verjagte. Ich blieb ruhig im Patio sitzen, während die anderen sich hinter dicht verschlossene Türen und Fenster flüchteten. Der Sand prickelte auf der Haut, und bald konnte ich nicht mehr aus den Augen sehen.

Ich nehme einen Besen und fege in meinem Zimmer die kleinen Sandberge zusammen, die sich in den Ecken gesammelt hatten. Ich machte mir Gedanken für den nächsten Morgen, an dem schon eine Fahrt über Tagonit nach Hmamid geplant war. Man sagte, so ein Sandsturm könnte in ein paar Stunden wieder vorüber sein. In der Nacht schienen wieder die Sterne. Schon in aller Herrgottsfrühe wurden diese Fahrten gemacht, so daß man zur Nachtstunde aufstehen muß. Wie verwünschte ich diesen Wecker, der ohne aufzuhören mir um die Ohren raste. Wie gerne hätte ich noch ein Viertelstündchen geschlafen. Auf der Spiritusmaschine steht der Kaffee, sein Duft

rief mich ins Leben zurück. Das Aufstehen ist recht mühsam bei einer kleinen Kerze, weil das elektrische Licht noch nicht angestellt ist.

Monsieur Nigaud, ein guter, braver Mann, der das Maschinenhaus bedient, stellt die Lichtmaschine erst um 7 Uhr an und macht prompt um 11 Uhr nachts das Licht aus. So muß man rechtzeitig eine Kerze und Streichhölzer bereithalten, damit man nicht von der plötzlichen Dunkelheit überrascht wird. Heute Morgen hat der gute Mr. Nigaud das Licht um 5 Uhr angestellt, damit ich den Weg zum Ausgang finde, und der Busfahrer sehen kann, daß jemand von Gite d'Etape mitfahren will. — Draußen ist es sehr kalt, die Sterne bedecken den Himmel so dicht, daß ihr bläulicher Widerschein die Einsamkeit dieser Landschaft mit einer fast schmerzlichen Sehnsucht erfüllt. Es ist ergreifend und fast beängstigend, so ganz alleine in diesem unendlichen Raum zu stehen. Es ist so still, daß man fast den eigenen Herzschlag hört. Man wagt sich kaum zu rühren, um die Offenbarung dieser Stunde nicht zu stören.

Der Bus läßt auf sich warten — ich friere, weil ich mich für des Tages Hitze angezogen habe. In dem hohen hellen Maschinenraum sehe ich Monsieur Nigaud bei der Arbeit. Dort ist es schön warm. Er freut sich über meinen Besuch, aber er ist noch etwas mürrisch. Er erzählt gerne und viel, aber heute Morgen kommen nur ein paar spärliche Worte aus seinem Munde, und ich bin auch selbst für eine große Unterhaltung nicht aufgelegt und freue mich deshalb über sein Schweigen. Sonst sagt er immer: „Monsieur Nigaud peut faire tout, je suis responsable pour tout le Gite d'Etape.“

Schon lange hatte ich diese Fahrt nach Mmamid geplant und diesem neuen Erleben mit Spannung entgegengesehen.

Zwei grelle Scheinwerfer durchschneiden die Dunkelheit. Monsieur Nigaut trägt meine Tasche und Malsachen an die geöffnete Türe des Autobusses. Ein mattes Licht läßt die verummten Gestalten nur ahnen, die sich in ihrem Schlaf nicht stören lassen. Ihr Kopf ist bis auf die Knie gebeugt, einer und der andere schieben die Kaputzen zurück und betrachten mich einen Augenblick mit einer fast überheblichen Gleich-

gütigkeit. Im Dorf bellt ein Hund, der durch den vorbeifahrenden Bus geweckt wurde. Die dünne stille Luft trägt das Morgengebet eines Eingeborenen über die Steppe — vielleicht lebt er weit hinter den Dünen. Hier ist Nähe und Ferne so geheimnisvoll verbunden, daß jeder Maßstab aufhört. Das macht alles so unfaßbar. Wenn man die Dinge ergreifen und fassen möchte, so rieseln sie wie der Sand durch die Finger, und die Sehnsucht läßt einem keine Ruhe. Es ist wohl deshalb, daß ich immer weiter und weiter fahren möchte, um die Sehnsucht zu stillen, um irgendwo, wo sich die Berge im All aufzulösen scheinen, die Antwort zu finden.

Vor den Scheinwerfern tauchen Gestalten auf. Wie scheue Tiere blicken sie sich um, vielleicht haben sie kein Zuhause und ziehen wie Normaden durchs Land. Holperig ist die Straße, die von den Sandstürmen gerippt ist, wodurch die Autobusse nach kurzer Zeit zu Klapperkästen werden; die Reisen darin bedeuten eine physische Anstrengung. Das Licht der Scheinwerfer zieht einen geraden Strich durch die endlose steinige Ebene, deren Unendlichkeit nicht abzusehen ist. Die Augen fallen mir zu, und der Schlaf überwältigt mich, wie all die anderen Mitfahrenden, die tief und schwer unter den heruntergezogenen Kapuzen atmen. Das Brummen des Motors klingt eintönig und einschläfernd. Der Raum ist von dem Dunst des schlechten Brennstoffes erfüllt. Der Schlaf ist der beste Freund in solchen Augenblicken.

Durch einen scharfen Ruck wache ich auf.

Ein flackerndes Licht beleuchtet nur spärlich eine Eingeborenenhütte. Dort wird kurz gehalten, es ist eine Zwischenstation. Einige Männer stehen frierend bis zur Unkenntlichkeit ver mummt vor der Hütte auf den Autobus wartend. Der Himmel ist kristallklar durch den Widerschein der Millionen Sterne. Ich öffne das Fenster und atme die reine kalte Luft in die Lunge; sie ist berauschend und erweckt wieder zum Leben. Mitten auf der Strecke spingen die weißen Gestalten vor den Bus, gestikulieren mit beiden Armen, um mitgenommen zu werden. Bald kann der Fahrer niemanden mehr aufnehmen, da der Raum bis auf den letzten Platz gefüllt ist. Sie sitzen

erfreuen. Diese Landschaft ist wirklich Alahs Garten. Wir halten vor einem großen Casbah auf dem weiten Platz. Vor einem wunderbaren Tor. Wie im Märchen, stehen die Einwohner in ihren bunten Chelabos davor. Die Sonne brennt. Ohne Neugierde betrachten sie das Ausladen der Säcke und Kisten. Wir fahren durch abgelegene kleine Dörfer. In dem Urwald von Palmen entdeckt man nur schwer die kleinen mit Palmenblättern bedeckten Hütten. Hohe Bambushecken und dichtes Steppengras und blühende Oleanderbüsche trennen sie von breiten tiefen Gräben. In den von niedrigen Lehmmauern abgeteilten kleinen Gärten und Feldern, sind die Bewohner bei der Landarbeit fröhlich singend. Die Frauen teilen die Arbeit mit den Männern. Sie sind unverschleiert. Freundlich treten sie zur Seite, als der schwere Bus sich mühsam durch tiefe Löcher auf dem sandigen Weg durcharbeitet und vorsichtig über schmale Brücken fährt. Man hat den Eindruck, durch eine verzauberte Welt zu fahren.

Die Ankunft in Hmamid war fast erschreckend. Ode grau-gelbe Hügel ohne jegliche Vegetation erstrecken sich so weit das Auge reicht. Es ist als ob der Tod über diese Wüste gegangen sei und alles Leben vernichtet hätte.

Ein breiter Fluß trennt die Welt des Todes von einer schattenspendenden Oase, zu der ich nicht gelangen kann. Die Eingeborenen kennen die flachen Stellen und waten bis über die Knie durch's Wasser, ihre Last auf dem Kopf tragend. Vom steilen Ufer aus versuche ich mir genau die Stellen einzuprägen, wo die Eingeborenen den Fluß überqueren; sie gehen an einer kleinen Sandbank vorbei, vermeiden einen Strudel und verfolgen einen hellgrünen Strich im Wasser, wo der Sand durchschimmert. Ich bin so verzweifelt in diesem Inferno; die Sonne brennt wie das höllische Feuer; daß ich mich entschließen möchte, durch den Fluß zu dem Palmenwald zu gelangen, der wie ein Paradies mir erscheint.

Ein Eingeborener kommt das steile Ufer herauf, er hat Fische gefangen. Er meint, es wäre zu gefährlich, den Fluß zu durchqueren, wenn man ihn nicht genau kennt. So gehe ich zu dem großen Verwaltungsgebäude, wo ich mich bei einem

Leutnant nach allem erkundigen möchte, der Auskunft geben kann. Ein großes Tor führt in den Innenhof, wo einige Beamte mit ihren Familien wohnen. Der Leutnant war aber nicht zu finden. Zu meinem Erstaunen kommt der Sahara-Arzt mir entgegen, den ich in Zagora in der Kantine traf. Mir fielen wieder seine wässerig blauen Augen in dem roten Gesicht auf. Ich überlege mir, ob das durch die große Hitze kommt, oder ob er sich in dieser gottverlassenen Gegend das Trinken angewöhnt hat. Na, in diesem Augenblick konnte es mir egal sein. Sein Anblick war für mich ein Lichtblick in meiner verzweifelten Stimmung. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich diesen komisch aussehenden Arzt vor Freude umarmt. Was hätte er wohl dazu gesagt, dieser reservierte kühle Mann? Ein Plan schoß mir durch den Sinn, daß er mich zu den Dünen zurückfahren könnte, und zu dem schönen Casbah, das von einer Oase umgeben ist.

„Je regret, c'est impossible Mme“, sagt dieser herzlose Mensch, nachdem ich ihm meine traurige Geschichte erzählt hatte. Nun blieben noch drei Stunden bis zur Rückfahrt, und so entschloß ich mich, am Fluß zu malen und allen Widerständen zu trotzen. Ich stelle die Staffelei in den Sand und male. Der Arzt hatte mir einen kleinen Marokkaner-Jungen nachgesandt, der mir beim Tragen helfen sollte. Dieser Sonne war ich aber nicht gewachsen. Ich sehe mich nach dem Jungen um, der längst verschwunden war. Ich mußte wieder zurück zum Gebäude. Es überkommt mich aber ein Gefühl wie ein Ertrinkender, der das Ufer nicht mehr erreicht. Die Entfernung schien auf einmal so weit. Da sehe ich den Arzt, der mit eilenden Schritten auf mich zukommt. Er ist dunkelrot, als bekäme er selbst einen Hitzschlag. „Venez Mme., vous ne pouvez pas rester ici. Je peux vous prendre jus'qu'au Casbah.“ Er mußte nach Zagora, und so konnte ich mit Hilfe seines Autos diese Hölle verlassen.

Die toten Sandberge unter der versengenden Sonne liegen schon weit hinter uns. Ein gelber Dunst umgibt sie mit einem Schleier der Vergessenheit. Zwischen ihnen und mir besteht keine innere Verbindung. In dieser Natur ist etwas Grau-

sames, wovor das Innerste zurückschreckt. Ich schaue mich nicht mehr um. Ich will vergessen, so wie man ein böses Erlebnis aus dem Gedächtnis streichen möchte.

Wohltuend ist der Schatten der graziös gebogenen Palmen, die so geborgen zwischen den hohen gelben Dünen stehen, die wieder die Verbindung mit dem Leben herstellen. Leider kann ich dort nicht zum Malen bleiben. Der Arzt sagt: „C'est impossible, vous ne pouvez pas rester seul dans le désert.“ so fuhr er mich bis zum Casbah auf den großen Platz, wo der Autobus mich auf dem Rückweg abholen würde. Eine Oase von Palmengärten umgibt diese Festung von Mauern und Türmen, die durch Jahrhunderte so manchem Überfall der Nachbarstämme getrotzt hatte.

Es war ein etwas sonderbares Gefühl, nachdem das Auto meinem Blick entschwunden war, als einzige Europäerin diesem großen Casbah gegenüber zu stehen, in dem Hunderte von Eingeborenen lebten.

Es war aber kein Mensch zu sehen. Hinter den hohen Mauern der Sahara-Stadt war es still, nur aus den Palmengärten kamen einige melancholische Gesänge. Mit großer Liebe und Sorgfalt bauten diese Menschen ihre Äcker und Gemüsegärten. Ich entschloß mich, zu diesen Gärten zu gehen, um Schatten zu suchen. Das feine Blätterwerk der Palmen ist wie ein Gitter, durch das die Sonne ungehindert dringen kann, nur der Stamm der Palmen wirft einen schmalen Schatten. Hinter mir höre ich ein Gewisper von Kinderstimmen, das verrät, daß ich Zuschauer bekommen habe. Sie grinsen mich verlegen an, als ich sie in ihrem zerrissenen Hemdchen betrachte. Es sind Berber-, Neger- und Araberkinder. Ganz unbemerkt waren sie wie kleine Mäuse aus ihren Löchern gekrochen. Die Juden leben nicht in dieser Gemeinschaft. Die Eingeborenen hassen sie. Ein junger Marokkaner sagte mir, die Juden sind schlecht, sie berauben uns und meinen es nicht gut mit uns, deshalb grüßen wir sie nicht. Während ich male, hockt die kleine Bande hinter mir. Einem der Größeren drücke ich den aufgespannten Sonnenschirm in die Hand, er steht da, mit einer Duldermine, und rührt sich nicht. Die anderen lachen über

ihn. Es fiel mir schon öfter auf, daß man unter den Jungen keine Mädchen sieht. Sie bleiben unter sich oder gehen mit ihrer Mutter. Der Kreis der Kinder vergrößert sich, so daß bald eine lebendige Mauer sich um mich schließt. Sie schwatzen und kichern leise, bis einige große Jungens die Ruhe stören und die kleine Schar aufwiegeln, frech zu werden. Ich konnte mich mit ihnen nicht verständigen, da sie nur ihre eigene Sprache kennen. Mit der Hand versuche ich sie zu verscheuchen. Sie sind aber wie ein Schwarm von Fliegen, die sich sofort wieder dahin setzen, wo man sie gerade vertrieben hatte. Aus ihren schwarzbraunen Augen funkelt das Vergnügen, es war ein herrliches Spiel für sie, und diese kleinen primitiven Geschöpfe konnten doch nicht verstehen, daß sie mich schrecklich störten. Im Grunde waren sie maßlos neugierig was ich machte. Sie waren so dicht an mich herangeschlichen, daß ich ihren Atem hörte und die Wärme ihrer kleinen Körper spürte. Jede meiner Bewegungen, jeder Pinselstrich wird mit glühendem Interesse beobachtet. Wie konnte man solchen kleinen Geschöpfen böse sein? Mit den dünnen braunen Fingern zeigen sie auf meine Palette und betrachten die Farben; so nah, daß die Nasenspitzen manchmal die Farbe berührten, was einen Jubel bei den anderen auslöst, wenn der Betroffene, nichts ahnend, mit einer bunten Nasenspitze herumläuft. — Ich sah ein, daß ich hier mit meiner Arbeit kein Glück hatte. — Weshalb sollte ich nicht statt dessen mit den Kindern spielen? Sie waren so glücklich und unbeschwert und aufnahmefähig für jede kleine Freude. Sie quiekten und liefen davon, wenn ich sie mit dem Pinsel bemalen wollte. Aber noch schöner war es, wenn ich sie mit dem Malwasser bespritzte und hinter ihnen herlief. Wie ein Schwarm kleiner Vögel flatterten sie auseinander, mit offenem Hemdchen. Die vielen kleinen nackten Füße trappelten über den steinigen Boden. Es klingt wie das Rauschen eines Wildbaches.

Einige Frauen setzen sich auch in den Kreis, die interessiert an dem Spiel teilnehmen.

Ich wundere mich, wie plötzlich einer nach dem anderen verschwindet. Plötzlich, aus heiterem Himmel, verfinstert sich die

Sonne, große Wolken ziehen über den Himmel. — Urplötzlich bricht ein Wirbelsturm los. Die Palmen neigen sich fast bis zum Boden, und der Sturm zerzaust ihr Blattwerk. Als ich mich umsehe, merke ich, daß sie alle verschwunden sind. Nur zwei kleine Jungens stehen scheu hinter mir, um mir beim Einpacken zu helfen. Sandsäulen rasen und tanzen über den großen Platz und vereinigen sich in einer gewaltigen Säule, die sich in eine gelbe Wolke auflöst und alles für kurze Augenblicke verhüllt und verdunkelt.

Vier Frauen stehen hilflos in der Mitte des großen Platzes; ihre blauen Gewänder blähen sich auf zu einer großen Wolke; sie versuchen vergeblich sich immer wieder darin einzuhüllen, aber der Sturm fängt sich in den weiten Falten. Die dünnen braunen Arme sind umeinandergeschlungen, weil sie nur so dem Sturm standhalten können. Die Kinder klammern sich an mich, während wir über den weiten Platz zum Casbah gehen. Sie führen mich durchs große Tor in den Vorhof.

Unter einem vorspringenden Dach, das auf niedrigen eckigen Steinsäulen ruht, sitzen auf einer Empore dicht nebeneinander wunderbare Gestalten wie Propheten. Diese alten Männer sind voll Würde und stolzer Haltung. Aus den edel geschnittenen Gesichtern blicken ihre forschenden Augen mich an. Sie halten eine Hand vor die Augen, um sich vor dem eindringenden Sand zu schützen. Einige liegen in den Ecken, in ihre Chelabas gehüllt.

Ein Schweigen erfüllt diesen Raum — draußen vor der Mauer tobt der Sturm. Mit einer Handbewegung fordert der Älteste unter ihnen mich auf, daß ich mich zu ihnen setzen soll. Ein jüngerer schlanker Mann steht lässig gegen eine Säule, er scheint selbst von seinem Aussehen, und dem Zauber der von seiner Person ausgeht, überzeugt zu sein. Er freut sich, als ich ihm sage, daß ich aus Deutschland käme. „Deutschland ist schön, ich liebe es“, sagt er in deutsch. „Es war traurig, daß wir gegen Euch kämpfen mußten“. Während der Besatzungszeit hatte er den Rhein kennengelernt und Hamburg. Voll Vertrauen reicht er mir die Hand entgegen, als wären wir gute Freunde. Die anderen schauen interessiert zu, während wir

uns unterhalten. Er übersetzt ihnen unser Gespräch, und sie nicken zustimmend. Unentwegt strömen die Menschen in die Stadt, die vor dem Sturm flüchten. Grelle Blitze und Donner geleiten sie. Es wird ein unvergeßliches Erleben bleiben, wie sie an uns vorüberziehen. Die Gewänder flattern wie große Fahnen, um sie, als sie durch das große Tor schweigend schreiten. Sie sind so ernst, als ob sie die mahnende Stimme Allahs im Sturm vernommen hätten. Der große Platz ist wie ausgestorben und in den Gärten ist es still geworden.

Wie die Erscheinung eines Propheten reitet ein Greis mit langem weißen Bart auf einem weißen Maultier durchs Tor. Ganz eingehüllt in sein weißes Gewand. Er hält das Maultier an und wendet seinen Kopf mir zu. Fragend blickt er mich lange an mit seinen wissenden Augen. In diesem Blick war Trauer und Schmerz. Er schien mich zu fragen, ob mein Herz zu ihnen gehörte, in ihrem schweren Ringen um die Freiheit und die Trauer um ihren Sultan Ben Jussef. Wie gerne hätte ich diesem alten Mann gesagt, daß ich ihn verstehe, daß mein Herz ihnen gehört und daß ich den Tag ersehne, an dem sie wieder frei sind und ihr Sultan zu ihnen zurückkehrt. — Allah wird euch helfen. —

Es schien mir, als hätte er mich verstanden, schweigend wendet er sich dem anderen Tor zu und reitet in das Innere der Stadt.

Unter den alten Männern war einer, der mit lauten Zwischenrufen und aufgeregten Gesten auf dem Platz hin- und herlief, da nach seiner Meinung bei der Flucht vor dem Sturm nicht alle in Ruhe und Ordnung in das Casbah zurückkehrten. Es waren hauptsächlich die Kinder die den Alten reizten wenn er wie ein Berserker hinter ihnen herlief. „Ist dieser Mann die Polizei der Stadt?“, frage ich den jüngeren Mann, der immer noch an der Säule neben mir steht. O nein, sagte er lächelnd, er macht das freiwillig, er hält auf Ordnung. — Er hatte auch dafür gesorgt, daß jemand am Tore stand, um mir das Nahen des Autobusses mitzuteilen. Man hört das Signal der Autohupe, die mit ihrem schrillen Klang ins Casbah dringt, in diese sagenhafte Stadt, in der die Menschen noch genau so leben

wie ihre Ahnen. Es war wie ein Mißklang der modernen hastigen Welt die zu dieser Traumwelt nicht gehörte. — Ich sehe mich noch einmal im Kreise um, sie reichen mir die Hände. Nur durch meinen Händedruck konnte ich ihnen danken für ihre Gastfreundschaft und den Schutz den sie mir vor dem Sandsturm boten — in ihrem Casbah — ihrer Heimat! — In diesen Augenblicken hatte ich zu ihnen gehört. Etwas Unsichtbares hatte uns verbunden und verstehend gemacht. Viele begleiteten mich durch das Tor und reichen mir die Malsachen in den Bus. Durch dichte Staubwolken sehe ich noch immer die weißen Gestalten und die vielen braunen Arme, deren Abschiedsgruß mir galt. Ein schmerzliches Gefühl erfaßt mich beim Abschied. Schweigende Dünen um die sich gelbe Sandwolken ballen, begleiten wieder unseren Weg. Die Berge tun sich auf mit ihrer Grabeseinsamkeit und die weite hoffnungslose Steppe. —

Wir haben wieder einen kurzen Aufenthalt in Tagonit. Ich hatte es nicht bemerkt, daß der Fahrer zur Kantine gegangen war, die an der anderen Seite des Platzes war. Ich wollte mich ihm anschließen, da der Sturm nicht nachgelassen hatte. Nun mußte ich das Wagnis alleine unternehmen. Ich suchte etwas Schutz hinter einer Mauer, hinter der die Eingeborenen sich in ihrer verwahrlosten Behausung verkrochen hatten. Es war ein merkwürdiger Anblick. Wie leblose Haufen lagen sie auf den Steinen unter den Tüchern. Als sie mich hörten, erschrakten sie und sprangen auf. Sie verstanden aber nicht, daß ich sie bitten wollte, mich zu begleiten. Sie rollten sich wieder zusammen — wie Igel —. Wie verlassen fühlt man sich doch in solchen Augenblicken. — In der Kantine traf ich den Fahrer und einen großen, schlanken Marokkaner. Sie waren beide eifrig bemüht, die Aufmerksamkeit der jungen Frau auf sich zu lenken, die hinter dem Bartisch die Gäste bediente. Sie kokettierte so aufdringlich abwechselnd mit beiden, daß sie die anderen Gäste vernachlässigte. Sie ärgerte sich über meine Anwesenheit und tat, als ob sie mich nicht bemerkte, bis ich ihr ganz deutlich zu verstehen gab, daß ich Durst habe und eine Limonade wünsche. Die beiden Rivalen wechselten eifersüchtige Blicke, wenn das

frivole Lächeln dieser Frau dem andern galt. — Ich war froh, als der Bus wieder durch den tiefen Sand rollte und noch einmal vor dem großen eingezäunten Verwaltungsgebäude halt machte, um dort Säcke und Kisten mitzunehmen. Ein Mann näherte sich, der beide Arme über den Kopf hielt. Bei näherer Betrachtung erkannte man ein Holzgestell, das er um den Hals und Schultern trug, worin die Handgelenke eingeschlossen waren. Ein Eingeborener sagte mir, daß auf diese Weise Verbrecher bestraft würden — dadurch sparten sie die Gefängnisse. Er unterhielt sich ganz vergnügt mit den Mitfahrenden. Alle schliefen bald im Wagen. Nicht weit vom Halteplatz auf der kahlen steinigen Wüste betet ein Eingeborener. Immer wieder fällt er in die Knie und berührt seine Stirn mit dem Boden. Es war sein Nachtgebet — hinter den Bergen geht die Sonne unter — mit ihren letzten Strahlen entfacht sie ein loderndes Feuer, verwandelt Berge und Wüste in ein Flammenmeer. Es war wie das Gottesgericht am jüngsten Tage. Die Nacht ist urplötzlich hereingebrochen, der Tag erlöscht mit dem kühlen, klaren Licht der Sterne. Das dumpfe Rollen der Räder und das unaufhörliche Brummen des Motors schläfert ein. — Die Bilder des Tages und das tiefe Erleben lebt weiter im Traum. Eine Reihe Lichter tauchen aus der Nacht — wir sind wieder in Zagora.

Alle Vorbereitungen für eine Rückreise werden getroffen. Die Reiseroute führt wieder bis Ouarzazate und statt nach Marrakesch, biegt der Weg rechts ab nach Tinerhir — es war wie ein Geschenk noch einmal durch das Tal zu fahren, entlang dem Flusse nach Ouarzazate, der leise am Palmufer vorbeirauscht.

Die Sonne geht hinter den tief violetten Bergen auf und triumphiert über die Nacht — es jubeln die Vögel in den smaragdgrünen Frühlingsbäumen — man möchte mit ihnen jubeln und danken.